

Leopold von Ranke

Männer der Weltgeschichte

Erster Teil

Insel-Bücherei Nr. 237





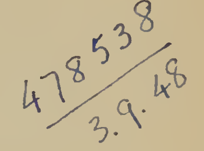
Männer der Weltgeschichte

Charakterbilder
aus Leopold von Rankes Werken

Ausgewählt und herausgegeben
von

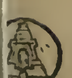
Kurt Jagow

Erster Teil





Im Insel-Verlag zu Leipzig



Einleitung

Die in der vorliegenden Sammlung vereinigten Charakterbilder weltgeschichtlicher Persönlichkeiten sind ebenso wie die in einem anderen Bändchen der Insel-Bücherei (Nr. 225) unter dem Titel „Deutsche Männer" zusammengefaßten einem Gesamtwerke entnommen, das als Ergebnis einer mehr als sechzigjährigen unermüdlichen Schaffenszeit immer wieder unsere Bewunderung hervorruft. Gleichzeitig aber führt uns der Hinweis auf den mehr oder weniger großen Abstand in Rankes Werken ihrer Entstehung nach zum Verständnis der Tatsache, daß den einzelnen Charakterbildern Gleichwertigkeit untereinander kaum zugesprochen werden kann, weder dem stofflichen noch dem künstlerischen Gehalt nach. Auch mußte es unbedingt auf die Gestaltung seiner Porträts wirken, daß Rankes Stellung zur Persönlichkeit im Laufe dieser Zeit nicht völlig unverändert geblieben ist, wenn er auch immer als Richtlinie festhielt, daß den handelnden Persönlichkeiten das eigentlich Entscheidende im großen Weltgeschehen zukäme. Die Bewegungen innerhalb der Menge als Volk und ihre Einwirkungen hat er keineswegs unbeachtet gelassen, doch treten sie in seiner Darstellung hinter den Großen der Welt, den Königen, Staatsmännern und Feldherren, beträchtlich zurück. Die Wurzeln der Anschauung, die darin zutage tritt, liegen einmal in der ihm eigenen, weiter unten angedeuteten Einschätzung des überlieferten Materials, das mehr – und je weiter zurück, um so stärker – die Oberschicht der Gesellschaft erkennen läßt als die Unterschicht; sie ist aber auch, und das vor allem, ein Ausfluß seiner geschichtlichen Überzeugung, die im Staat das Rückgrat alles historischen Geschehens sieht. Folgerichtig mußte auch aus diesem Grunde den Vertretern des Staatsgedankens der erste Rang zuerkannt werden.

Ausgegangen ist Ranke als Jüngling, auf den Friedrich Heinrich Jacobis Kultus der Persönlichkeit nicht ohne Eindruck geblieben war, von einer fast schwärmerischen Verehrung des Individuums: „Das ist gar so süß, schwelgen in dem Reich-

tum der Jahrhunderte, all die Helden zu sehen von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß, und es ist so gar verführerisch!" Unverkennbar wird in seinen ersten Werken die Persönlichkeit als die treibende Kraft in der Weltgeschichte dargestellt: die farbensatten Porträts der spanischen Habsburger aus den „Fürsten und Völkern von Südeuropa" legen beredtes Zeugnis davon ab. Diese Auffassung seiner Jugendzeit von der vorherrschenden Macht der Persönlichkeit hat sich nun in späteren Jahren eine nicht unwesentliche Modifikation gefallen lassen müssen, und zwar vor allem zugunsten der leitenden Ideen, die in der Geschichte wirksam sind, sich bekämpfen und einander ablösen. Das Biographische muß jetzt dem Allgemeinen weichen: „Von den Zufälligkeiten des persönlichen Lebens kann der Geschichtschreiber abstrahieren, sein Augenmerk ist vor allem auf die allgemeinen Angelegenheiten gerichtet." Aber auch andere Faktoren: Zeitgenossenschaft und Milieu, bedingen späterhin ein Zurücktreten der Persönlichkeit an sich – eine Anschauung, der Ranke am prägnantesten Ausdruck gegeben hat, wenn er an seinem neunzigsten Geburtstage den Menschen mit einem Baume vergleicht, „der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter empfängt." Aber unbeschadet dieser Wandlung hat er sich die Freude am Dasein der großen Einzelpersönlichkeit, besonders wenn sie – das Größte, was seiner Meinung nach dem Menschen begegnen kann! – in der eigenen Sache die allgemeine verteidigte, bis in sein letztes Werk, die Weltgeschichte, bewahrt. Das Letzte, was der greise Meister überhaupt diktiert hat, bezeugt dies am besten. Es sind die einleitenden Worte über das deutsche Kaisertum unter Heinrich III.: „Auf der Höhe tiefer, die Welt umfassender stürmischer Bewegungen, die die Gemüter von dem Standpunkt ihrer Überzeugung aus mit den größten Aussichten erfüllen, erscheinen wohl auch großartig angelegte Naturen, die die Aufmerksamkeit der Jahrhunderte fesseln. Etwas Ungeheures war es, daß in dem abendländischen Kaisertum ganze Dynastien in

dem Zug der einmal betretenen Laufbahn fortgeschritten waren. Wir sehen, wie sie, mitten indem sie ihr Ziel zu ergreifen gedachten, zugrunde gingen, und welche Mühe dann Heinrich II. zweiundzwanzig Jahre hindurch anwenden mußte, um dem Reiche seine Stellung in der Welt zu sichern. Aber das Recht blieb dabei ein dynastisches. Man empfing doch in jedem der einzelnen Gewalthaber eine neue Gestalt ..." Mit dem dichter hereinbrechenden Nebel des Allgemeinen ringt hier – nach einem schönen Wort Alfred Doves – noch immer der Wunsch, das menschlich Besondere faßlich zu erkennen. Wir sehen: eine wenn auch immerhin nicht unbedingte Wertschätzung der Persönlichkeit ist dem Meister ganz unbestreitbar bis zuletzt geblieben.

Was über Rankes Geschichtschreibung im allgemeinen zu sagen wäre, trifft für seine Porträts vielfach in erhöhtem Maße zu. Bekanntlich wertete er im wesentlichen nur das, was schriftlich überliefert ist, als glaubwürdige Quelle. Gerade aber bei der tief inneren Entwicklung eines Menschen ist so manches, was schlechterdings nicht überliefert werden kann, was für den Historiker also verloren gehen muß. Das mag ein Grund sein, weshalb Ranke bei seinen Charakteren ein ethisches Urteil oft vermissen läßt. Er, der gegen sich selbst nicht streng genug sein konnte, pflegte anderen gegenüber sich weitgehende Zurückhaltung aufzulegen. Lag es schon in seiner Natur, bei seinen Mitmenschen alles zum Besten kehren zu wollen, wie hätte er es da über sich gewinnen können, über seine historischen Persönlichkeiten bei den in diesem Falle fast stets unzulänglichen Quellen ein absprechendes Urteil zu fällen? Schließlich hat sein Streben nach möglichster Objektivität ihn dazu geführt, daß er den Widerstreit der Parteiungen und Persönlichkeiten nach Kräften nur noch zu „begreifen" suchte, so daß die Gegensätze sich ihm fast aufhoben und es ihm unmöglich wurde, ein sittliches Urteil im Einzelfall abzugeben. Das ist aber nach seiner Auffassung überhaupt nicht Aufgabe der Geschichte: „Der Historie kann es nicht allein darauf ankommen, nur immer nachzuweisen, wie weit die großen

Persönlichkeiten die Ideale, die dem menschlichen Leben vorschweben, erreicht haben oder davon entfernt geblieben sind." Was aber will die Geschichte wirklich dem Wesen der großen Persönlichkeiten ablauschen? Ranke formuliert es, fortfahrend, folgendermaßen: „Fast noch mehr liegt ihr daran, inwiefern die allgemeinen Interessen, in deren Mitte bedeutende Menschen erschienen, von ihnen gefördert worden sind, ob ihre ursprüngliche Kraft den Elementen, die sich ihr entgegensetzten, gewachsen war oder nicht, sich von ihnen besiegen ließ oder nicht." An die Stelle von ethischen Urteilen über die Persönlichkeit, auf die ihn seine tiefe Einsicht in die Relativität aller menschlichen Leistungen verzichten läßt, tritt bei Ranke, der immer nur hat zeigen wollen, „wie es eigentlich gewesen", eine Art von Beurteilung der einzelnen Motive, die den Charakter zum Handeln bestimmt haben. Es ist klar, daß bei einer Betrachtungsweise, deren Grundstimmung eine rein ästhetische zu nennen ist, von Haß oder Liebe zu den Persönlichkeiten, von Lob oder Tadel ihres Wesens nicht mehr die Rede sein kann. Diese Eigentümlichkeit der Rankeschen Kunst betonen und erklären auch die keineswegs ironisch gemeinten Worte Mommsens, die er als Vertreter der philosophisch-historischen Klasse der Berliner Akademie an Ranke bei dessen neunzigstem Geburtstage richtete: „Gerade dieses lebendige, tiefe Sichversenken in das Individuum, dieses Erkennen, dieses Prüfen jedes einzelnen Schriftstücks, jedes einzelnen Schriftstellers, das ist eine Ihrer hervorragendsten schönsten Eigenschaften. Es ist nicht bloß ein philologisches Verdienst dabei, sondern es tritt darin auch eine andere Seite hervor: Ihr seltenes Talent, an jedem Menschen das Beste zu finden und das herauszufinden, was ihn liebenswürdig macht, und selbst bei Männern, ich will nicht sagen wie Tacitus, sondern Dionysius (von Halikarnaß), bei dem das nicht leicht zu erkennen ist, — Sie haben es fertiggebracht, auch dem die beste Seite abzugewinnen; wie man den besten Porträtmalern nachrühmt, daß sie die Menschen der Wahrheit gemäß darstellen und doch

liebenswürdig erscheinen lassen, so haben auch Sie es verstanden, die Menschen darzustellen, vielleicht nicht immer wie sie waren, sondern wie sie hätten sein können. Ihnen darin nachzuahmen, ist vielleicht noch schwerer als auf jedem anderen Gebiete; darin übertreffen Sie uns alle ohne Zweifel."

Wir sehen: das „tiefe Sichversenken" wurde von Mommsen als eigentliche Ursache für Rankes biographische Gutmütigkeit angesehen, die in der Tat in Einzelfällen weitergegangen ist, als die heutige Geschichtsauffassung anerkennen kann; unleugbar hat sie dem Biographen Schranken gesetzt, die nicht unbeachtet bleiben sollten. Unendlich wichtiger ist es aber doch, daß er sich freigehalten hat von jeder Schematisierung, daß er an jede einzelne Persönlichkeit unbefangen herangetreten ist, ohne sie einer bestimmten „Richtung" einordnen zu wollen, und daß er bei aller Hochschätzung der Einzelpersönlichkeit auch äußeren Einflüssen, wie sie Zeitgenossenschaft und Umwelt, auch gewisse Gesetze der Vererbung bedingen, gelegentlich wohl auch den Wechselwirkungen zwischen Körper und Geist nachgegangen ist. Die letzten Rätsel der Persönlichkeit zu lösen, hat sein gläubiger Sinn freilich nicht zu unternehmen versucht. Im Grunde ist es doch, so müssen wir sagen, Rankes oft gepriesene Objektivität, die seiner Charakterisierungskunst gewisse Grenzen zog; aber innerhalb derselben verkennen wir nirgends, auch nicht an schwächeren Bildern, die Hand des Meisters. Sie kennzeichnet sich durch kräftige und eine der umfassenden Kenntnis des Materials entsprechend sichere Pinselführung, wie sie in dieser Art vor ihm nur Johannes von Müller eigen gewesen ist, und läßt nicht nur in den Porträts der „Fürsten und Völker von Südeuropa" die feine Diplomatenschule der venezianischen Gesandten, deren Berichte ihm zu diesem Werk als Quelle gedient hatten, deutlich erkennen.

Die vorstehenden Ausführungen wollen nichts als zu einem richtigen Verständnis der nunmehr in drei Bändchen vorliegenden Rankeschen Porträts führen, die, losgelöst aus ihrer

eigentlichen Umgebung, in dieser Form als selbständige Kunstwerke zu gelten haben. Daß sie es ursprünglich nicht sind, darf gleichwohl bei einer Wertung derselben nicht außer acht gelassen werden.
Die Grundsätze, die den Herausgeber bei der Auswahl bestimmt haben, sind bereits in der Einleitung zu der Sammlung „Deutsche Männer" dargelegt worden. Hier sei nur betont, daß als wesentlichster Gesichtspunkt der ästhetische erkannt worden ist, der als der pietätvollste gegenüber dem Meister auch der einzig berechtigte sein dürfte. Es haben also nur Charakterbilder Aufnahme gefunden, die eine gewisse Abrundung aufweisen; auf bloßes historisches Tatsachenmaterial ist es dem Herausgeber nicht angekommen. Das möge beachten, wer etwa ein oder das andere Porträt vermissen sollte. Der gemeinsame Titel dürfte auf jedes einzelne der ausgewählten Charakterbilder zutreffen – mit einer Ausnahme, wie zugegeben werden soll. Es ist das Kapitel über Philipp III. Der Herausgeber konnte es aber nicht über sich gewinnen, dieses Kabinettstück Rankescher Kunst auszuschalten und damit die Einheitlichkeit in der Darstellung der drei ersten spanischen Habsburger zu stören.
Wer den Wunsch hat, eingehender sich mit Ranke zu beschäftigen, sei auf Eugen Guglias gute Biographie verwiesen (Leipzig 1893), vor allem auf Alfred Doves grundlegende Untersuchungen zu Rankes Leben und Schaffen, die an verschiedenen Stellen erschienen sind. In diesem Zusammenhang muß besonders seines Aufsatzes über Rankes Verhältnis zur Biographie (in den Biographischen Blättern, Berlin 1893) Erwähnung geschehen.

Kurt Jagow.

Mohammed

Zur Ausbreitung des Islam trug es nicht wenig bei, daß es unter den arabischen Stämmen Mißvergnügte gab, welche sich von der ihnen innerhalb derselben auferlegten Unterordnung loszumachen strebten. Sie gingen leicht zu Mohammed über, dessen Autorität ihnen gegen andere Stammesgenossen Rückhalt verlieh. Die Stammesverfassung hob Mohammed nirgends auf; er war zufrieden mit der Annahme des Islam.

Stellvertreter schickte er nicht, um zu regieren, sondern zu überwachen. Aber in manchen Stämmen fand er auch entschiedenen Widerstand; sie riefen ihre Grenznachbarn, die Griechen zu Hilfe, so daß Mohammed mit dem griechisch-römischen Reiche in feindselige Berührung geriet.

Er selbst hielt in Medina eine Art von Hof als Prophet, Kriegsoberhaupt und Potentat.

In seine Umgebung führt ein Gedicht ein, durch welches ein von dem Propheten wegen Beleidigung dem Tode Geweihter seine Gnade anruft; er stellt sich demselben und seiner Umgebung unerwartet persönlich dar. „Ich habe vernommen, der Gesandte Gottes hat mich bedroht; ich fürchte ihn mehr als einen Löwen, der in waldiger Gegend haust. Ich habe unaufhörlich die Wüste durchwandert, bis ich meine Hand in die Hand dessen lege, dessen Wort das entscheidende Wort ist. Er ist ein Licht, welches anderen zur Leuchte dient; er ist das aus der Scheide gezogene Schwert Gottes. Zu einer Schar von Koreischiten, die sich bekehrten, hat er gesagt: Wandert aus! Sie wandern aus, Panzer vom Geflechte Davids sind ihr Gewand im Kriege, blank und weit herabhängend; sie sind nicht ausgelassen, wenn ihre Lanzen den Feind treffen, und unverzagt, wenn sie getroffen werden; nur von vorne in der Kehle werden sie getroffen.“ Nach den Mohadschirun gedenkt er auch der Ansarier. „Edle Taten sind

---

Weltgeschichte V, S. 92–103.

bei ihnen erblich. Sie sehen mit scharfblickenden, wie Kohle glühenden Augen umher und weihen ihr Leben dem Propheten; sie betrachten es als eine heilige Pflicht, sich mit dem Blute erschlagener Ungläubigen zu reinigen."

In anderer Weise zeigen die historischen Erinnerungen Mohammed in der Mitte seiner Gefährten. Bei der Umlagerung von Medina hat man ihn nackt bei dem Graben mitarbeiten sehen; er erschien da als der schönste von allen, seine Körperfarbe war die weißeste, sein starkes Haupthaar bedeckte den Rücken. Es gibt eine persönliche Schilderung von ihm, die man Ali zuschreibt. Sie enthält nichts besonders Auffallendes; Mohammed war ein Mann von mittlerer Statur, leicht in allen seinen Bewegungen. Wert legt Ali auf den allgemeinen Eindruck, den er machte; man habe sich wohl in seiner Nähe gefühlt, jedermann sei ungern von ihm geschieden; man bekannte, niemals einen Menschen gesehen zu haben, der auf ähnliche Weise des Wortes Meister gewesen sei wie Mohammed. Wir kennen die Art und Weise seines persönlichen Verkehrs, welche die Menschen hinriß. Sie ist ein Moment in der Gründung einer auf persönlicher Hingebung beruhenden Genossenschaft. Zuweilen aber schwoll ihm die Zornesader auf seiner hohen Stirn, was jedermann in Schrecken setzte. Niemand hätte ungestraft seine Mission in Zweifel ziehen dürfen. Seine Umgebung rühmt ihn als den zuverlässigsten Beschützer, als einen Mann, der immer gebe, ohne doch jemand zu beschämen, der von ihm empfange; er sei bemüht, die Gläubigen auf dem rechten Wege festzuhalten und sie nicht von demselben abweichen zu lassen. Er war immer heiter. Er verband Würde und Anstand mit leutseligem, menschenfreundlichem Wesen. Alle seine Sklaven ließ er nach und nach frei, er bedurfte derselben nicht, denn er leistete sich selbst die kleinsten Dienste. Unzählige Male hat man aus Abulfeda wiederholt, daß er sich selbst seine Sandalen oder auch das Gewand, das er trug, wieder instand zu setzen nicht verschmähte.

Nach Chadidschas Tode hat er eine Gemahlin nach der

anderen genommen; man zählt ihrer dreizehn. Von Aischa, die er zuletzt bevorzugte, erfahren wir doch, daß sie sein Andenken an Chadidscha zuweilen eifersüchtig machte.

Jedoch genug von diesen einzelnen Charakterzügen, deren Zuverlässigkeit nicht einmal über allen Zweifel erhaben ist. Betrachten wir die Handlungen seines Lebens in ihrer objektiven Erscheinung.

In der Geschichte der Menschheit nimmt Mohammed dadurch eine überaus bedeutende Stellung ein, daß er den Begriff und die Lehre des Monotheismus für einen großen Teil der Welt neu begründet hat. Er unternahm das in einer götzendienerischen Nation, die das um so mehr war, als ihre Stammesverfassung und ihr gesellschaftlicher Zustand mit dem Polytheismus verschmolzen waren. Der Kampf zwischen beiden bildete die größte Angelegenheit der Welt und wurde in Mekka selbst unter diesem Gesichtspunkt aufgefaßt. In jenem Krieg zwischen Heraklius und Chosru Parwiz schloß sich Mohammed mit seinen Gläubigen der griechisch-römischen Anschauung an.

Unter den götzendienerischen Stammesgenossen Mohammeds herrschte die Ansicht, daß die großen Erfolge der Perser den Sieg des Dienstes der Idole auch in Arabien herbeiführen würden. Abu Bekr, der Vertraute Mohammeds, ging zu ihnen hinaus, um ihnen die entgegengesetzte Meinung des Propheten kund zu tun. Die populare Lebhaftigkeit des Streites erkennt man daran, daß es zwischen Abu Bekr und einem der Oberhäupter der Götzendiener zu einer Wette über den Ausgang des römisch-persischen Krieges kam, die Mohammed billigte, nur daß er den Termin des Sieges der Römer weiter hinaus schob.

Der Monotheismus inmitten von Arabien war zugleich durch Juden- und Christentum repräsentiert. Mohammed faßte die beiden Religionen, die sich auf die Offenbarung stützten, als die, welche die Schrift besitzen, zusammen. Er erscheint in Beziehung auf die allgemeine Bewegung des Geistes als ein Bundesgenosse der geoffenbarten Religionen, keineswegs als

ein Gegner derselben. Den monotheistischen Begriff konnte er aber in seiner Heimat weder in der christlichen Form, noch in der jüdischen zur Geltung bringen. Das letztere würde eine Verleugnung der Nationalität der Araber in sich geschlossen haben, welche doch das innerste Bewußtsein derselben bildete.

Die Araber wollten nur von Ismaël, nicht von Israel hören; ich meine: sie hielten an dem eigentümlichen, altbegründeten Stammeswesen fest, ohne von der religiösen Entwicklung des eigentlichen Judentums ergriffen zu werden.

Ebensowenig schloß sich Mohammed an die Christen an, bei denen damals der Streit über die Lehre von der Gottesgebärerin und den beiden Naturen vorwaltete. Diese Doktrinen schienen doch wieder eine Modifikation des absoluten Monotheismus zu enthalten, so daß Mohammed sich ihrer nicht geradehin zur Bestreitung des Polytheismus bedienen konnte. Die Entfernung von den beiden Offenbarungen aber gab der Lehre Mohammeds wieder einen besonderen Charakter. Von dem Alten Testament hat Mohammed zwar die Psalmen gekannt und nachgeahmt; auch die Gesetze des Dekalogs; aber von einer historischen Benutzung der urkundlichen Überlieferung ist er doch weit entfernt; er hielt sich in dieser Beziehung an den Talmud, was dann von unermeßlicher Wichtigkeit geworden ist, weil er von dem inneren Zusammenhang der echten Überlieferung abwich und sich dem willkürlich Ersonnenen, Fabelhaften hingab.

Ebenso hatte er von den echten Evangelien keine eingehende Kenntnis. Er kannte nur die Pseudo-Evangelien und die Legenden der gnostisch-christlichen Sekten, durch welche er auf den Gedanken gekommen ist, auch seinerseits eine Offenbarung in Anspruch zu nehmen; durch die Behauptung einer solchen gewann er eine doktrinäre Unabhängigkeit in der Mitte der beiden anderen Religionen. Daß er sich als Sendbote Gottes aufstellte, ist erst der zweite große Schritt in seinem System.

Wie mancher momentane oder egoistische Antrieb dabei mit-

gewirkt haben mag, so muß man doch gestehen, daß die objektive Wahrheit der Lehre selbst, die auf ihrem Weltgang begriffen war, ihm bei seinem Anspruch, der Sendbote Gottes zu sein, mächtig zu Hilfe kam. Er verlangte Glauben, weil er der Sendbote Gottes sei; der Inhalt der Lehre, die er verkündigte, trug aber dazu bei, ihm Glauben zu verschaffen. Als einen theistischen Philosophen darf man ihn nicht betrachten; nicht als eine bloße Idee erscheint in ihm der Gotteinheitsglaube. Die Freiheit von den Beschränkungen des Gottesbegriffs, die man ihm nachrühmt, würde doch nur negativer Natur sein; bei Mohammed hat alles einen positiven Charakter. Seine Überzeugungen sind ihm Offenbarungen, aber sie knüpfen an die Vorstellungen, selbst an die Vorurteile der Araber an. Den Monotheismus predigt er nicht in absoluter Allgemeinheit. Sein Allah hat zugleich mit Himmel und Erde die Kaaba geschaffen, um der Mittelpunkt seines Glaubens zu sein. Alles hat ein vollkommen arabisches Gepräge. Die nationalen Traditionen verschmelzen sich mit den religiösen Doktrinen.

Man hat den Koran in neuester Zeit prosaisch und monoton gefunden und ihm alle Originalität abgesprochen. So verhält es sich auch großenteils. Eigentlich schöpferisch im Reiche des religiösen Glaubens kann Mohammed nicht genannt werden. Aber es gibt auch Stellen, die von tiefem, echtem Schwunge zeugen. Wo Mohammed von der Größe Gottes, von dem göttlichen Walten in der Natur redet, zeigt er zuweilen Erhabenheit und Tiefe. Erfüllt von dieser Idee, bekämpfte er den Götzendienst, der als eine Beschränkung der Macht Allahs, d. i. Eloahs, erschien.

Der Gedanke, das Reich Gottes, welches über allen politischen Beziehungen steht, aufzurichten, ist eigentlich das Gegenteil von dem, was Mohammed ins Auge gefaßt hatte. Dessen Absicht war von Anfang an auf die Gründung eines irdischen, namentlich arabischen Reiches gerichtet.

Die Auffassung Mohammeds unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von der christlichen, daß sein Allah weniger ein Vater

ist als ein Herr. Von den geheimnisvollen Beziehungen der Gottheit zu dem Menschengeschlecht, welche das Christentum beleben, hat Mohammed keinen Begriff. Die Grundlage, von der er ausging, war die Jehovareligion, aber in einer durch und durch nationalen Auffassung.

Man könnte versucht sein, die Besonderheiten des Islam von den Lebensumständen Mohammeds herzuleiten; wenigstens hängen sie mit denselben auf das genaueste zusammen. Den Monotheismus ergriff er eben im Widerspruch mit dem polytheistischen Stammeswesen in Mekka. Alle vermittelnden göttlichen Gewalten mußten abgewehrt werden, um den Dienst des Allah zum exklusiven, einzigen zu machen. Dem Monotheismus konnte er aber nur dadurch Raum schaffen, daß er sich als den gottgesandten Propheten darstellte. Diese beiden Schritte sind doch noch zu unterscheiden. Die Erleuchtungen Mohammeds fanden dadurch Eingang, daß er sie in arabischer Sprache vortrug, die damals in ihrer Blüte war. Denn nichts fesselt die Gemüter mehr als der rechte Gebrauch der Muttersprache. Die Wirkung seiner Erleuchtungen war eine unwiderstehliche.

Indem er aber eine Religionsgemeinde bildete, welche die untergeordneten Stammesgenossenschaften, die Familien zersetzte, so erweckte er damit in der vornehmsten, der der Koreischiten, eine Feindseligkeit, die den Islam im Keime zu ersticken drohte.

Ohne die unbedingte Hingebung an die Offenbarung, was eben Islam bedeutet, konnte sie sich den Feinden gegenüber nicht behaupten. Doch war dies nicht hinreichend. Dem Interpreten des göttlichen Willens schien es erlaubt, die Lehre, die er kraft seiner apostolischen Mission verkündigte, auch mit den Waffen zu verteidigen, was man als den dritten Schritt in der Ausbildung seines Systems ansehen kann.

Da jedoch die Kräfte dazu in Mekka nicht zu finden waren, wurden auswärtige Verbündete gesucht, was die Begriffe des Stammeswesens noch mehr auseinanderwarf und zugleich die Notwendigkeit einschloß, den Zuständen Rechnung zu tragen,

in denen sich die Verbündeten befanden. Zuvörderst wurde dadurch eine Rücksicht auf die Juden erforderlich, die sich an dem Bunde mit den Medinaten beteiligten. Damit wird die Annahme der vornehmsten Gebote des Dekalogs und einiger anderer aus dem Judaismus stammenden Anordnungen, namentlich der Fasten, des mehrmals am Tage zu wiederholenden Gebetes, die dann weiter entwickelt wurden, zusammenhängen. Der Sendbote Gottes bildete nach und nach ein gewisses System für die bürgerliche Regierung. Er gab seiner Religionslehre eine bestimmte Form.

Allein damit war doch nichts Haltbares geschaffen; man befand sich in der Mitte von Feindseligkeiten, welche Vernichtung drohten. Die neue Religionsform mußte sich erst in einem Kriege bewähren, der dann gegen den Sitz des bisherigen Gemeingefühls der Stämme, gegen Mekka ins Werk gesetzt wurde. Hier nun durchdrang sich die religiöse Idee mit der Anwendung der Waffen.

Indem Mohammed zum Kampfe gegen die Ungläubigen schritt, stellte er den unmittelbaren Eintritt in das Paradies seinen Gläubigen in Aussicht. Vielleicht läßt sich auch hier ein Einfluß des Talmud erkennen. Denn mit den Vorstellungen vom Paradies, die der Talmud enthält, stimmen die Beschreibungen desselben bei den Mohammedanern fast wörtlich zusammen. Sie unterscheiden sich nur durch Zusätze, welche die Araber nach ihren Landesgewohnheiten besonders anmuteten.

In den Kämpfen aber entwickelte der Bote Gottes ein gleichsam angebornes Talent der Heerführung. Wie der erste Angriff, so gelang ihm nachmals die Verteidigung. Dabei war, zumal da Medina selbst eine Umlagerung erfuhr, volle Einmütigkeit der Verteidiger vonnöten, aber es zeigte sich doch, daß die Juden dem System der Religion und Herrschaft, welches Mohammed aufrichtete, widerstrebten; sie erschienen selbst als Verbündete des Feindes. Mohammed strafte ihr zweideutiges Verhalten mit schonungsloser Grausamkeit. Von der Annäherung an das Judentum ging er

zu heftiger Feindseligkeit gegen dasselbe fort. Dadurch geschah es wieder, daß der arabische Gedanke vollständig das Übergewicht erhielt.
Erst hierauf konnten sich andere Stämme mit rechter Freudigkeit anschließen. Mohammed selbst kam in den Stand, in der dreifachen Eigenschaft des religiösen Oberhauptes, Gesetzgebers und militärischen Anführers aufzutreten und mit anwachsenden Kräften den Kampf gegen die Koreischiten in Mekka ernstlicher als bisher aufzunehmen. Das tägliche fünfmalige Gebet der Gläubigen erschien wie ein gemeinschaftliches Feldgeschrei. Zerstören aber wollte er seine Vaterstadt doch nicht. Ihm lag nur daran, seine Landsleute zu einer freiwilligen Unterwerfung unter seine Mission zu bringen. Die monotheistische Lehre hatte sich schon so weit Bahn gebrochen, daß sie ohne hartnäckigen Widerspruch angenommen worden wäre; zur Annahme der zweiten aber, vom Apostolat Mohammeds, gehörte die Überlegenheit der Waffen, die Furcht vor dem Untergange. Nachdem nun Mohammed seiner Vaterstadt Meister geworden, entsagte er dem Gebrauch der Waffen. Aus den Haschimiten, die ihm gefolgt waren, den Medinaten, den hinzugetretenen Arabern und den bezwungenen Koreischiten bildete sich eine einzige große Genossenschaft, welcher Gesetze gegeben werden mußten, um die einen gegen die anderen zu schützen und alle unter dem neuen Oberhaupt zu vereinigen. Die Glaubensformel enthielt zugleich eine Huldigung. Die Republik der Stammeshäupter in Mekka verschwand vor dem Übergewicht des gottgesandten Propheten. Mohammed ist ein Araber durch und durch, der in dem Widerstreben gegen eine ihm widerwärtige Stammesherrschaft sich bis zu einer weltgeschichtlichen Stellung erhob.
Die Summe seiner Lehre liegt immer in dem Wort: Gott ist groß und Mohammed sein Prophet. Mit diesem Wort hat er eine ganze Nation in sich selbst beruhigt und verbunden. Aber darin lag doch kein Glaube für die Welt. Sie hatte zu viel arabische Elemente in sich, aus der Sitte des Landes oder

dem Klima herübergenommen; sie konnte sich kaum jemals mit fremden Bevölkerungen bis auf den Grund verschmelzen. Sie war Trägerin der Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen. Die Verbindung der Waffen mit dem Glauben in propagandistischem Sinne ist die Signatur des Mohammedanismus. Was demselben eine eigentümliche Bewegungsfähigkeit verlieh, war die noch niemals auf diese Art ins Leben gerufene Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in einer Hand.

Eine verwandte Richtung hatte einmal das Hohepriestertum der Juden an den Tag gelegt, aber sie war durch den Begriff des Königtums zurückgedrängt und ein fortwährender gegenseitiger Antagonismus beider Gewalten begründet worden.

Mohammed war der erste, der sie vollkommen vereinigte, wobei dann der geistlichen Idee die Prärogative zufiel. Diese Gestaltung hat ein neues Ferment in die Weltgeschichte gebracht.

Otto der Große

Um die einmal ergriffene Stellung zu behaupten, hat Otto sich nicht selten mit denen schlagen müssen, die ihm am nächsten standen, wie mit seinem Bruder, so mit seinem Sohne. Er mußte erleben, daß ihm in einer der wichtigsten Metropolen des Reichs ein Widerstand entgegengesetzt wurde, dem er in der Tat nicht gewachsen war, zumal da die Slaven auf der einen, die Ungarn auf der andern Seite das Reich durch Zerstörung der Marken und verwüstende Einbrüche bedrohten. Da ist nun nichts höher anzuschlagen, als die Haltung Ottos auf dem Tage von Langenzenn; er setzte die Herstellung des inneren Friedens über jede andere Rücksicht und brachte es wirklich dahin, daß diese Überzeugung sich Bahn brach, so daß bei dem großen Einfall der Ungarn beide

Weltgeschichte VI, 2. Teil, S. 267–272, 274–278.

Parteien gemeinschaftliche Sache machten und der König unter Beihilfe seiner bisherigen Widersacher jenen Sieg am Lech davontrug, der nicht allein in der deutschen, sondern auch in der europäischen Geschichte Epoche macht. Mit dieser Entschlossenheit, die aus moralischen Impulsen entsprang, verband sich in Otto eine gleichsam instinktive Einsicht in die politische Lage, die ihm seine großen Unternehmungen nach Italien eingab. Ohne Zweifel ist in seinem Kopfe dort in Böhmen aus den Wahrnehmungen der in Italien obwaltenden Verhältnisse der Entschluß entstanden, sich der Lombardei kraft des alten Anrechts der karolingischen und ostfränkischen Könige und zugleich durch eine Verbindung mit den herabgedrückten italienischen Landsassen, an deren Spitze eine Fürstin stand, die er zu seiner Gemahlin erkor, zu bemächtigen. Durch glückliche Kombination und einsichtige Entschlossenheit gelangen ihm alle seine Unternehmungen. Nach der ersten Besitznahme der Lombardei stand er den Schwierigkeiten, die er voraussah, gegenüber davon ab, nach Rom zu gehen und sein Recht auf die Kaiserkrone geltend zu machen. Dazu schritt er erst, als die Sache dahin gekommen war, daß er von den italienischen Großen und zugleich von dem Papst dazu eingeladen wurde. Er nahm die Krone aus der Hand des Papstes, zugleich aber manifestierte er die Tendenz, die kaiserlichen Rechte geltend zu machen. Diesen Entschluß hätte ihm niemand anraten können. Er war ganz sein eigen; und was er einmal getan, davon wich er auch in den größten Gefahren nicht zurück; er besaß eine eiserne Unerschütterlichkeit. Seine Politik stützte sich auf sein Schwert. Wehe denen, die sich ihm widersetzten; er behandelte sie nicht allein als seine Feinde, sondern als Verbrecher. Rücksichten kannte er nicht; er identifizierte seine Persönlichkeit mit der Stellung, die er in den allgemeinen Konflikten nahm.

Einen Einblick in sein intimstes Leben gewährt uns sein Verhältnis zu seiner Mutter. Er hatte mit ihr gebrochen, weil er ihr keinen Einfluß auf seine Regierung gestatten wollte, dann aber, als nichts mehr zu befürchten war, zur Aussöhnung

die Hand geboten; in den Irrungen mit Liudolf ist ihm ihre Unterstützung nicht allein erwünscht, sondern nützlich gewesen. Die größte Teilnahme widmet Mathilde dem Wohlergehen ihrer neuen Schwiegertochter Adelheid und deren Kindern, namentlich der Geburt des jungen Otto, dessen Dasein ein Moment in dem Mißverständnis mit Liudolf bildet und die Hoffnung des Hauses ausmacht, da Liudolf kurz darauf stirbt. Mit heißen Gebeten begleitet sie den Zug ihres Sohnes nach Rom, der in ihren Augen zugleich eine Wallfahrt ist. Bei der Rückkehr von dort traf sie in Köln mit ihm zusammen. Es war ein großes Fest der kaiserlichen Familie: Adelheid mit ihrem Sohne, auch Gerberga mit ihren Kindern waren gekommen, nicht allein der Erzbischof Bruno, sondern auch dessen Lehrer Balderich von Utrecht, der sich durch Wiederherstellung seiner Kirche aus tiefem Verfall einen Namen erworben hatte. Der Kaiser selbst, in dessen Antlitz, den wachsenden Jahren zum Trotz, noch immer die Augen mit ihrem eigentümlichen Feuer leuchteten, erschien in dem Glanze der Siege, im Kreise seiner Angehörigen, voller Kraft, ein patriarchalischer Kaiser; seine Bewegungen waren langsamer als ehedem; sein Hauptheaar war ergraut und spärlich geworden; gegen die Sitte der Sachsen wallte ihm ein breiter Bart tief auf die Brust herab; seine Körperbeschaffenheit hat man mit Worten geschildert, die an die homerischen Helden erinnern. Und wie er von jeher immer den Umständen Rechnung getragen hatte, so erwies er auch jetzt seiner Mutter die Freundlichkeit, die sie am höchsten anschlug: er begleitete sie nach dem von ihr in Nordhausen gestifteten, noch nicht vollendeten Kloster, an dessen Zukunft ihre Seele hing; dort nahm er von ihr Abschied. Man wird der Szene wohl gedenken dürfen, die in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde überliefert ist. Sie haben beide miteinander der Messe beigewohnt. Das Pferd des Kaisers steht gesattelt und gezäumt vor der Türe der Kirche; Mathilde begleitet ihren Sohn mit ihren Augen, bis er es bestiegen hat; dann geht sie nach der Kirche zurück und küßt den Boden, auf dem seine Füße gestanden. Hiervon unter-

richtet, springt Otto wieder aus dem Sattel. „Wie könnte ich dir diese Tränen vergelten," ruft er aus, indem er neben ihr auf seine Knie sinkt. Naturwahr ist es, wie dann die Königin in ihn dringt, nicht länger zu verweilen, denn dadurch würde der Schmerz der Trennung nur bitterer werden; wider ihren Willen seien sie genötigt, sich voneinander loszureißen; der Abschied sei für immer: niemals werde er sie wiedersehen.

Es ist keine Sentimentalität zwischen Mutter und Sohn. In der Abwechslung der Stimmungen liegt aber ein tiefes und echtes Gefühl. Die alte Mutter, die von dem Wahne, Anteil an der Regierung zu nehmen, längst zurückgekommen war, und der glorreiche Sohn, der mit ihr gehadert, aber jetzt alles vergessen hatte, scheinen einander wert gewesen zu sein. Bald darauf ist Mathilde gestorben.

Otto hat alsdann die kaiserliche Autorität in Rom wiederhergestellt und seine Aufmerksamkeit auf den Orient gerichtet. Seine Regierung hat einen Grundzug, der an die Familie anknüpft; sein natürlicher Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, verwaltete das Reich, sein Bruder Bruno, Erzbischof von Köln, sicherte ihm eine dauernde Beziehung zu den vornehmsten westfränkischen Häusern; die großen Herzogtümer waren mit Angehörigen seines eigenen Hauses besetzt. Bei seiner Größe entschwanden ihm doch niemals die Erinnerungen aus früherer Zeit; in einem langen Lebenslauf knüpfen die entfernten Momente unaufhörlich aneinander: man hat verzeichnet, wie freudig er aufsprang, wenn ihm in Italien der Besuch eines alten Freundes aus Deutschland gemeldet wurde. Auf der Vogelbeize hat man ihn altgewohnte Weisen wiederholen hören. Er war fünfunddreißig Jahre geworden, ehe er ein Buch hatte lesen können; aber er hatte einen angeborenen Sinn für Literatur und Wissenschaft; noch bei seinem letzten Aufenthalte in Rom hatte er Gerbert, den gelehrtesten Mann der Epoche, in seine Bekanntschaft gezogen. Es ist ein gewisser Schwung in diesem Leben, der fast noch mehr in den Begebenheiten hervortritt, die zwischen äußerer

Gefahr und großen Sukzessen schwanken, als in Kundgebungen persönlicher Gefühle.

Das Gefühl seiner Gesamtstellung mochte den Kaiser beleben, als er sich im Jahre 973 nach seiner heimatlichen Pfalz und Kirche begab, nach Memleben an der Unstrut, da, wo dieser an der Oberfläche ruhige und stille, in der Tiefe aber in starker Strömung wogende Fluß sich aus dem Tale einen Weg durch die benachbarten Berge gebrochen hat, die noch ihre in das höchste Altertum reichenden Namen bewahrt haben. Man nimmt an, daß es eine altgermanische Begräbnisstätte gewesen sei. Wer jemals die Ruinen des Ortes besucht hat, wird dort weder ohne Freude an der lebensvollen Umgebung, noch ohne schmerzliche Teilnahme für die alten Gründer verweilt haben, die daselbst ihr Lebensziel erreicht, wie schon Heinrich I., so auch Otto. Er war am 6. Mai daselbst angekommen. Man hat mehr vorausgesetzt, als aus alten Nachrichten bestätigt wird, daß er mit Todesahnungen dahin gelangt sei. Aber der Tod war in ihm. Am 7. hat er noch die Stunden kirchlicher Andacht innegehalten, nicht ohne sie durch Ruhe zu unterbrechen, und den Armen, wie die Chronik sagt, seine Hand dargeboten. Bei Tische erschien er heiter. Als er in der Vesper den Gesang des Evangeliums angehört hatte, ist er vom Todesschauer betroffen worden. Von Hitze und Schwachheit überrascht, ward er auf einen Sessel gebracht, empfing daselbst noch das Abendmahl, das den Menschen bei seinem Abschiede aus dem Irdischen mit dem Unvergänglichen in Berührung bringt; dann ist er ohne vorhergegangene Krankheit, ohne Todeskampf verschieden. So erlag der Mann, welcher als der Herr der abendländischen Welt angesehen werden konnte, unerwartet dem Schicksale der Sterblichen. Die Fülle einer unerschöpflichen Lebenskraft hatte ihn bis an sein Ende begleitet, dann ist sie plötzlich versiegt. Er war erst einundsechzig Jahre alt, als er verschied, wie auch sein Vater ungefähr in demselben Alter gestorben war, beide an demselben Orte, nach dem tatenvollsten Leben.

Es sei mir erlaubt, über die Weltstellung der beiden großen Männer noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.
Vorangegangen waren ihnen Pipin und Karl der Große, ebenfalls Vater und Sohn, durch deren Aufeinanderfolge und Zusammenwirken der Okzident seine definitive Gestalt erhalten hatte. Was der Vater mit genialem Blick entworfen hatte, führte der Sohn mit umsichtiger Politik und glücklichen Waffen aus; unter seiner langen, ruhigen Verwaltung gestaltete sich das abendländische Reich. Nicht gerade dasselbe war das Verhältnis zwischen Heinrich und Otto. Von Heinrich findet sich nichts, woraus man schließen könnte, daß seine Entwürfe den Unternehmungen seines Sohnes zugrunde gelegen hätten. Aber sie haben, nacheinander auftretend, unter veränderten Umständen doch die größten Erfolge errungen. Ihnen vor allen ist zu danken, daß das karolingische Reich im allgemeinen in seinem Bestande erhalten wurde. Vater und Sohn wirkten zusammen, um die gefährlichsten Feinde, von denen Germanien jemals angefallen worden ist, von dem Boden desselben zu vertreiben. Durch Otto wurde Italien wieder auf das engste mit dem Reich verbunden und das westliche Francien in friedlichem Konnex mit demselben erhalten. Auf der Vereinigung der drei großen Lande beruhte die abendländische Welt, ihre Macht und ihre Kultur.
Sehr wesentlich zur Konsolidation des Reichs war die Verbindung Karls des Großen mit dem Papsttum, durch welche das geistliche und weltliche Interesse so gut wie ineinander fielen. Die Kirche gehörte der romanischen Welt an; sie wirkte aber auf die germanischen Völkerschaften auf das tiefste ein: sie verknüpfte die religiöse Anschauung mit der Idee der apostolischen Mission des heiligen Petrus und mit der Überlieferung des Altertums überhaupt. So wurde Sachsen, das Karl mit den Waffen bezwang, als Kirchenprovinz organisiert, Bayern nur durch eine direkte Einwirkung des Papstes dem Großkönigtum, welches dann das Kaisertum wurde, unterworfen. Ich will sagen, daß die Konstituierung des Reichs, wie sie die romanischen Elemente in sich begriff,

so auch nicht ohne den Einfluß des Papstes durchgeführt worden ist. Die persönliche Autorität eines großen Fürsten aber gehörte dazu, um alles vereinigt zu halten.
Seitdem aber war eine durchgreifende Veränderung eingetreten. Jener ebenfalls aus dem Altertum stammende Widerstreit zwischen Priestertum und höchster Gewalt war wieder ausgebrochen: das Priestertum war zu einer Ausbildung und Stärke gelangt, bei der die weltliche Macht, die unter den Karolingern verfiel, nicht mehr selbständig bestehen konnte. Auch in Germanien drangen die hierarchischen Doktrinen vor, und es hätte wohl möglich scheinen können, daß die Wesenheit des germanischen Geistes dadurch absorbiert worden wäre. Wodurch nun ist es geschehen, daß es so weit nicht kam? Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es hauptsächlich durch das Emporkommen eines Fürstenhauses geschah, welches, durch und durch germanisch, die Idee der weltlichen Gewalt wieder zur vollen Geltung brachte. Das Reich, das Heinrich I. gegründet und Otto der Große zu einem prächtigen Aufbau erhob, hat eine germanische Ader von überwiegender Kraft und Schärfe; es gab der weltlichen Macht ihre Autorität zurück, nicht allein den höchsten Gewalten selbst, sondern auch den untergeordneten, die sich um sie her gruppierten, denen auch die Bischöfe, frei von dem bisherigen absoluten Ansehen des Papstes zu Rom, sich anschlossen. Wäre eine unbedingte Unterwerfung des Klerus ins Werk gesetzt worden, so würde das die Fundamente des Reichs erschüttert haben. Die religiöse Idee wurde jedoch von den sächsischen Fürsten nicht bekämpft, aber die kirchenpolitische erfuhr eine Umwandlung. Das Bestreben ging nun dahin, die Unabhängigkeit der kaiserlichen und königlichen Gewalt von den klerikalen Eingriffen in die Regierung zu befreien. Es zielte auf ein Nebeneinanderbestehen der beiden Gewalten mit einem Übergewicht der weltlichen. Das war das Prinzip des Deutschen Reichs, welches durch Heinrich und Otto auf den Grundlagen des karolingischen autonom errichtet wurde. Die europäischen Völkerverhältnisse wurden durch ein kom-

paktes Zusammenhalten der deutschen Nation neugestaltet. In England und Frankreich war man nicht so glücklich gewesen wie in Deutschland; man hatte die nordischen Einbrüche nicht zurückzuweisen vermocht; die Nationalitäten selbst hatten sich unter dem Einfluß derselben verändert. Sie hatten andere Bedürfnisse, andere Mittelpunkte. Das Emporkommen der weltlichen Macht verschaffte ihnen in sich selbst neue Grundlagen.

Wenn das Kaisertum eine universale Autorität anstrebte, so mußte doch dieser Versuch wieder aufgegeben werden. Dem Deutschen Reiche selbst wäre eine vollkommene Nullifizierung der päpstlichen Gewalt unerträglich geworden, und die benachbarten Nationen waren weit entfernt, sich einer zentralen Superiorität unterwerfen zu wollen, wie sie hierdurch entstanden wäre. An die Begründung des Deutschen Reichs mit höchstem Anspruch knüpft sich vielmehr das Erwachen des nationalen Gefühls, ohne jedoch von der geistlichen Idee abweichen zu wollen. Vielmehr gewann diese wieder im Laufe des folgenden Jahrhunderts eine intensive Kraft und Stärke. Aus allem zusammen bildete sich der Völkerkomplex, den wir die abendländische Christenheit nennen, in dem dann die eigentümlichsten Kräfte und Tendenzen sich gestalteten und bedingten. Diese Welt ist dann die Grundlage des heutigen Völkerlebens geworden.

Kaiser Heinrich IV.

Überlegt man das Tun und Lassen Heinrichs IV., so war es die fortwährende Verteidigung einer von allen Seiten angefochtenen Burg der Gerechtsame, worin er sich bewegte. Sein Lebensgang war ein unglücklicher. Alles beruhte darauf, daß er seiner Mutter durch Hinterlist und Gewalt entrissen wurde und die mächtigen Herren, als er nun zu seinen

---

Weltgeschichte VII, S. 341–345.

Jahren gekommen, seine Feindseligkeit dafür fürchten mußten. Die Empörung der Sachsen ist gewiß durch die Unordnung seiner Hofhaltung veranlaßt worden. Aber schon durch seinen Vater war alles dazu vorbereitet und dem Ausbruch nahe, gleichsam eine Notwendigkeit zwischen dem salischen Hause und den sächsischen Magnaten.
Als aber Heinrich mit dem geistvollen und unternehmenden Adalbert von Bremen den Kampf gegen Sachsen unternahm, begegnete ihm, daß er diesen unersetzlichen Ratgeber verlor. Die vielgeschmähten Räte des Königs waren die Nachfolger Adalberts, aber sie konnten ihn nicht ersetzen. Vielmehr fanden die Sachsen in den mit eigner Besorgnis erfüllten Reichsfürsten eine latente Unterstützung. Ich will darüber kein vollkommen verwerfendes Urteil aussprechen; es läßt sich nicht leugnen, daß ein junger leidenschaftlicher Fürst nicht als absoluter Herr gewünscht werden konnte, und die Idee des Reichs hielten sie doch immer aufrecht.
Als es aber ohne direkte Teilnahme der übrigen Herzöge dahin kam, daß die Sachsen durch Herzog Gottfried von Lothringen zum Gehorsam genötigt wurden, so geschah es, daß dieser Fürst durch eine plötzliche Ermordung dem König von der Seite gerissen ward. Ein um so schwererer Verlust, da auf der anderen Seite der tätigste und angesehenste Papst, der je mit einem Kaiser gerungen, sich ihm entgegenwarf. Der Streitpunkt, den er zur Sprache brachte, war der gewichtigste von allen. Denn auf der Ausübung des Investiturrechtes, welches er zweifelhaft machte und geradezu verbot, beruhte die innere Macht des Kaisertums seit Heinrich II.
Gregor VII. fand mit seinen Anmutungen in dem durch und durch erschütterten Reiche bereitwilliges Gehör. Die Reichsfürsten in Verbindung mit den Sachsen, deren Aufruhr wieder belebt wurde, dachten allen Ernstes daran, mit Hilfe des Papstes den Kaiser abzusetzen, was dann dem Kaisertum eine Niederlage auf immer beigebracht hätte. Indem das unabwendbar schien, faßte Heinrich den kecken Gedanken, durch eine rasche Invasion in Italien den Vorwand zu diesem

äußersten Schritt zu verhindern. Die Exkommunikation von seiten des Papstes wurde fürs erste gehoben, und der König bekam eine Stellung, in der er von Italien her das innere Reich bedrohte.

In dieser Lage haben sich die mächtigen Reichsfürsten zu dem Schritt entschlossen, dem König den Gehorsam aufzukündigen. Sie sind von dem Papst nicht geradehin dazu veranlaßt worden. Aber es geschah infolge einer früher mit ihm getroffenen Verabredung und unter seiner Konnivenz. Die Frage war, ob es in Deutschland noch ein selbständiges Kaisertum oder ein dem Papst unterworfenes Königtum geben solle.

Dem König gelang es von Italien her, wo seine Macht neue Wurzeln geschlagen hatte, in das innere Germanien vorzudringen, die oberen Herzogtümer zu bezwingen und den Widerstand nach dem Norden zurückzudrängen. Indessen aber drang die hierarchische Idee mächtig in Deutschland vor. Und im Moment eines abermaligen Entscheidungskampfes in Sachsen, der zugunsten der Empörer auszufallen schien, erhob sich Gregor zu dem entschlossensten Angriff, in welchem das frühere Zugeständnis zurückgenommen und der König kraft eines von den Aposteln Paulus und Petrus hergenommenen Rechtes seiner Krone in aller Form entsetzt wurde. Zu dem Anspruch, sich vom König lossagen zu dürfen ohne Rücksicht auf sein Erbrecht, kamen die Fürsten durch die direkte Feindseligkeit des Königs mit dem Papst.

Wie konnte Heinrich es wagen, in der Mitte dieser beiden Potenzen sich zu behaupten? Aber für ihn war keine Wahl. Er unternahm es. Erst damals ist er mit seiner Idee von dem göttlichen Rechte des Kaisertums und dem gleichmäßigen Verhältnis zwischen Kaisertum und Papsttum, auf welchem die Kirche beruhte, aufgetreten. Er hatte auf Grund eines von ihm berufenen Konzils italienischer und deutscher Kirchenfürsten, das zur Absetzung des Papstes schritt, einen neuen, mit ihm einverstandenen, von Tatkraft erfüllten Papst ernannt, den er wirklich nach Rom führte und von dem er sich dort zum Kaiser krönen ließ. Gregor ist dieser Kombination

erlegen, unerschütterlich in sich selbst, noch immer mit dem Bannstrahl bewaffnet und von kirchlicher Autorität umkleidet. Aber vor der Gefangenschaft rettete ihn bloß die Bundesgenossenschaft mit den Normannen.

Damit wurde jedoch Heinrich IV. bei weitem noch nicht Herr der Situation. Die kirchenpolitische Doktrin, welche durch Gregor erst wahres Leben bekommen, lebte in seinen Nachfolgern fort, die seine Anhänger ihm setzten und die doch die allgemeine Meinung für sich hatten. Denn der Widerstand Heinrichs hatte keine Form, welche die Gemüter hätte befriedigen können. Nach dem Tode des ersten Gegenkönigs wurde in Niederdeutschland ein zweiter gewählt, der sich den gregorianischen Grundsätzen unterwarf. In Italien fand der Gegenpapst kirchliche Opposition, die dann von ihm und dem König zugleich bekämpft wurde.

Der Ausgang der kaiserlichen Sache ward dadurch unendlich zweifelhaft, daß durch die Einwirkung des Papstes eine Verbindung zwischen dem vornehmsten Hause, dem welfischen, und der unerschütterlichen Vorfechterin Gregors, Mathilde, angebahnt wurde, welche der oppositionellen Macht Sieg und Konsistenz verhieß. Dahin aber konnte es doch nicht kommen, daß die deutschen Fürsten das Reich und den König völlig aufgaben. Heinrich hatte das Glück, daß sich die oppositionellen Großen von dem Papst losrissen und in ihm, wiewohl er exkommuniziert und abgesetzt war, doch ihren wahren König und Kaiser anerkannten.

Selbst Herzog Welf kehrte in die Botmäßigkeit des Kaisers zurück. Auf der Kombination und Verbindung der Welfen und der Salier beruhte nun die Herstellung des Reichs unter dem Kaiser. Heinrich IV. hatte noch einmal eine Epoche der Oberhoheit über beide Parteien im Reiche. Sie entsprach der jurisdiktionellen Prärogative des Kaisertums. Auch in Sachsen fand er von neuem Eingang, und seine Eigenschaften, Tatkraft, Energie und Gerechtigkeit, fanden wieder ihre Anerkennung. Es ist immer ein Name, dessen in der Reihe der Kaiser mit Anerkennung gedacht werden muß.

Das härteste familiäre Mißgeschick blieb Heinrich dabei nicht erspart. Sein ältester Sohn war in Italien in das Lager der Papisten übergegangen. Eine geborene russische Großfürstin, Praxedis, Witwe des Markgrafen Heinrich von der Nordmark, mit der er selber sich, wahrscheinlich wegen der Verbindung mit Sachsen, vermählt hatte, geriet mit ihm in das bitterste Zerwürfnis, so daß dann die anstößigsten Nachrichten über diese neue Ehe verbreitet wurden, wie einst über sein erstes Zusammenleben mit Bertha. Wahrscheinlich wollte sie nicht mit einem exkommunizierten Kaiser vermählt sein. Es gelang ihr die Zuflucht zur Großgräfin Mathilde, welche sie als Kaiserin anerkannte. Sie ist dann als Äbtissin eines Klosters gestorben.
Das schwierigste und widerwärtigste dieser Verhältnisse war aber das Zerwürfnis mit seinem zweiten Sohne, dem späteren Heinrich V., welcher der Meinung war, nicht der Erbe eines exkommunizierten Kaisers sein zu können. Aber während er noch seine kaiserliche Würde gegen ihn durch einen neuen Kampf aufrechtzuerhalten gedachte, ist er durch einen plötzlichen Tod dahingerafft worden.

Kaiser Friedrich II.
(1215—1250)

Noch mitten im Kampf, nicht gebeugt, aber zurückgedrängt, nicht völlig besiegt, aber unzweifelhaft überwunden, starb Friedrich am 13. Dezember 1250 zu Firenzuola in Apulien; unfern von seiner sarazenischen Kolonie in Lucera, die er einst aus Sizilien herübergeführt, die ihm seine äußeren Siege hatte erfechten helfen, aber im geistigen Streite mit der Kirche seinen Gegnern eine Waffe des Angriffs geliehen hatte.
Die Peripetie seines Lebens erscheint im Jahre 1238, als er vor Brescia unverrichteter Sache umkehren mußte: daran schloß sich jene zweite Exkommunikation durch Gregor IX., die er niemals wieder von sich abzuwerfen vermochte. Seine

Weltgeschichte VIII, S. 368–372.

Katastrophe beruht vor allem auf der Verbindung der päpstlichen Gewalt mit den italienischen Städten. Diese aber hatte im dreizehnten Jahrhundert ein anderes Resultat als im zwölften. Im zwölften schloß Kaiser Friedrich I. einen besonderen Frieden mit dem Papste, einen anderen mit den Städten und erhielt von beiden erträgliche Bedingungen. Jetzt aber war der Papst den Vertrag eingegangen, keinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen ohne die Städte. Innozenz IV. bemerkte mit Recht, daß hier der Kern der Frage liege. Sein Verhältnis zu Genua, seiner Vaterstadt, knüpft daran an. Die Genuesen forderten ihn auf, ihre Rechte zu schützen. Er begibt sich zu ihnen, um sich selbst zu retten. In Lyon bekommt er erst die volle Freiheit, die kirchlichen Prätentionen mit voller Energie auszusprechen. Auf diese gestützt, erringt er den Sieg.

In Italien geboren, war Friedrich doch germanisch blond. Auf dem Wege nach Deutschland hat man ihn einen Fluß, bis an die Hüften im Wasser, durchwaten sehen. Er war schön, von heiterer Sinnesweise und liebte einen vergnüglichen Genuß des Lebens. Ich will nicht wiederholen, wie in der Berührung des morgenländischen und abendländischen Luxus die Sänger und Gaukler des Abendlandes mit sarazenischen Tänzerinnen zusammentrafen. Das hatte aber zugleich Zusammenhang mit ernsten Studien. Mit den Tänzerinnen erscheinen die Schüler des Averroës am Hofe. Friedrich ließ den Ptolemäus und die Tiergeschichte des Aristoteles aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzen. Er selbst war ein großer Kenner der Natur. Es ist ein Buch von ihm übrig über die Kunst, mit Vögeln zu jagen, worin er die genaueste Kunde über Lebensweise, Nahrung usw. der Vögel zeigt, so daß er als einer der größten Kenner dieses Teiles der Zoologie betrachtet werden muß, die je gelebt haben. In seinen Tiergärten waren Kamele, Leoparden und Tiger. Er war von einer an Peter den Großen erinnernden Neugier gegenüber den Prozessen der Natur erfüllt. Nicht unpassend erzählt man gerade von ihm die Sage vom Taucher. Der

Sultan schenkte ihm ein Zelt, worin Sonne und Mond richtig auf- und untergingen. Er war wohl nicht frei von Sterndeuterei und anderen phantastischen Neigungen, aber ausgebildet wie kein anderer im Kampfe des Lebens. Da ward in ihm nun freilich eine Sinnesweise entwickelt, welche sich den Lehren der Kirche nicht absolut unterordnete.

Sein Bild ist zuweilen nur ins Schlimme gemalt worden. Er habe sich mit Sarazenen umgeben, nach ihrer Weise einen Harem gehalten, er sei ungläubig und abergläubisch gewesen; im Umgang mit den Moslimen habe er sich über die christliche Religion lustig gemacht; er sei undankbar gegen seine Erzieher und Freunde gewesen. Trug nicht allein, sondern Tücke und Grausamkeit will man ihm nachweisen. Selbst die Verschwörungen gegen ihn wären nach dieser Ansicht wegen seiner Laster zu rechtfertigen. Ich bin weit entfernt, ihn rein waschen zu wollen, aber über solchen Vorwürfen verschwindet seine ganze Stellung. Er hatte den schwierigen Kampf mit einer Gewalt zu bestehen, welche die Welt beherrschte und von der er ursprünglich selbst erhoben worden war. Welch eine Aufgabe, die Rechte der weltlichen Gewalt geltend zu machen gegen einen Papst, der die Behauptung aufstellte, daß ihm selbst die weltliche wie die geistliche Gewalt gebühre! Friedrich hat ferner in den Kampf gegen den Orient eintreten müssen, nachdem die Energie der geistigen Gegensätze schon vorübergegangen und arabisches Wesen in die Kultur, vor allem seiner eigenen Heimat, eingedrungen war. Es ist unleugbar, daß er selbst die Zustände des orientalischen Fürstentums, welches von keiner geistlichen Gewalt gebunden war, oder die Situation im Bereiche der griechischen Kirche den abendländischen Verhältnissen vorzog. Nachdem das Kaisertum voreinst die Summe der höchsten Gewalt an sich gebracht und so lange besessen hatte, mußte es die höhere Autorität der Kirche anerkennen, wie sie in dem Recht der Exkommunikation zum Ausdruck kam; in geistlichen und weltlichen Befugnissen, vermischt wie sie nun einmal waren, ward es genötigt, einen Schritt zurückzutreten. Friedrichs I. ideale

Pläne, Heinrichs VI. reale Bestrebungen zu einer Wiederherstellung waren gescheitert. Friedrich II. war von vornherein in der Lage, die Sache der weltlichen Gewalt bloß zu verteidigen. Der Streit um das Reich Sizilien kam für ihn hinzu. Eigentlich an diesen süditalienischen Unternehmungen, die der erste Gedanke Ottos des Großen waren, die dann endlich Heinrich VI. – man muß sagen: zu spät – gelangen, hat sich das Kaisertum gleichsam verblutet.

Weltgeschichtlich ist Friedrich II. vor allem dadurch merkwürdig, daß die großen Geschicke sich unter ihm an der deutschen wie an der italienischen Nation vollzogen: die Emanzipation der Fürsten in dem einen, die der Städte in dem anderen Lande. Jenes geschah durch die Vergabungen, zu denen Friedrich schritt, durch die Konstitutionen, die er in seinen Verlegenheiten gab, und die zuweilen weiter gingen als eigentlich zu erwarten gewesen wäre. In Italien wollte er umgekehrt die Städte unter die Hoheit und die Einheit seines Staates zwingen: aber sie erwehrten sich seiner Absicht und erkämpften für sich die Freiheit, für ihr Land und Volk ein Gewühl allgemeiner Parteiung, noch reicher an Leben, aber auch an Zerrüttung, als in den deutschen Gebieten. In seinem welthistorischen Ringen mit dem Papsttum ist Friedrich II. zu positiven Ergebnissen allerdings nicht gelangt; aber als ein Vorspiel künftiger Dinge darf man sein Dichten und Trachten doch bezeichnen. Wir wollen seinen Spruch von den drei Betrügern dahingestellt sein lassen; aber das ist klar, daß er dahin gebracht ward, wohin weder Heinrich IV. noch Heinrich V., weder Friedrich I. noch Heinrich VI. zu bringen gewesen waren: nämlich zu einer innerlichen und idealen Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt. Man gab ihm schuld, er habe bewirken wollen, daß sowohl der Papst als die Kardinäle und die übrigen Prälaten zu Fuße gingen. Die ghibellinische Gesinnung kam in ihm auf, wie sie später Dante ausspricht. Er fühlte sich als den Mittelpunkt aller weltlichen Fürsten, die mit ihm eine Sache hätten. Er soll die Idee gehabt haben, sie sämtlich auf einem großen ronka=

lischen Reichstage zu versammeln, wo über eine Reformation der Kirche und des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Diese Dissidenz der weltlichen und der geistlichen Prinzipien war noch niemals so stark hervorgetreten; alle ihre späteren Erscheinungen aber erinnern in gewisser Weise an diese erste. Ja ich wage zu behaupten, daß die Ungerechtigkeit, welche in dem Verhalten des siegreichen Papsttums lag, der erste Grund zu dem späteren Abfall von der Kirche wurde, insofern diese nicht allein in der Theologie, sondern auch in den populären Gefühlen wurzelte. Was Luther im Eingang seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation beklagt, daß die teuren Fürsten Friedrich der Erste und der Andere und viel mehr deutscher Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien, davon hat sich eine Empfindung, zumal in den deutschen Städten, welche sich zuletzt eben deswegen für die untergehende staufische Sache schlugen, durch die Jahrhunderte des sinkenden Mittelalters erhalten.

Wallenstein

In der Reihe der Strategen nimmt Wallenstein eine ehrenvolle und selbst eine bedeutende Stelle ein. Die Entwürfe seiner Unternehmungen zeugen von Berücksichtigung nicht allein der politischen, sondern von der noch selteneren der großen geographischen Verhältnisse. Bemerkenswert in dieser Beziehung ist sein Feldzug gegen die Dänen von Oberschlesien bis nach Jütland und sein Friede mit ihnen; die Stellung, die er bei Nürnberg nahm; selbst jene Bewegung nach Sachsen, die zur Schlacht von Lützen führte. Man sollte nie vergessen, daß er den andringenden norddeutschen, damals auch nordeuropäischen Streitkräften gegenüber Schlesien, das der Religion halber zu ihnen neigte, zweimal für das Haus Österreich gerettet hat. Die Aktionen, die ihm einen Namen ge-

Geschichte Wallensteins S. 232–242, 313–314.

macht haben, an der Dessauer Brücke und bei Wolgast, bei Kosel und bei Steinau, wurden immer im rechten Moment an der rechten Stelle ausgeführt; eigentümlich bei Wallenstein ist die Verwendung der leichten Kavallerie zugleich mit dem Feldgeschütz, durch die er meistens den Platz behielt. Er ist immer als der vornehmste Begründer der österreichischen Artillerie betrachtet worden; er darf wohl als ein solcher für das österreichische Heerwesen überhaupt angesehen werden.

Doch war die Armee damals fast noch mehr eine wallensteinsche als eine österreichische.

In späteren Zeiten sind Landesverwaltung – Herbeischaffung der zu den Bedürfnissen des Staates und Krieges erforderlichen Mittel – und die Einrichtung der bewaffneten Macht getrennte Geschäfte geworden, die von den höchsten Gewalten unmittelbar ausgehen. Anders verhielt sich das noch im siebzehnten Jahrhundert. In Frankreich, das in den meisten inneren Angelegenheiten den kontinentalen Staaten das Muster gegeben hat, waren doch Verwaltung und die Geldgeschäfte sehr genau verbunden: damals bestand das System der Anleihen und der Partisans, welches Ludwig XIV. umwerfen zu müssen glaubte, wenn er Herr in seinem Reiche werden wollte. In Deutschland gewann, namentlich unter Wallenstein, die Zusammensetzung der Armee selbst einen finanziellen Charakter. Die Obersten brachten ihre Regimenter, die Kapitäne ihre Kompagnien auf eigene Hand und auf eigene Kosten zusammen. Es galt als ein besonderes Verdienst, wenn es jemand damit gelang, – wie denn das Ansehen Trzkas auf dem Erfolg beruhte, den er darin zu haben pflegte: vermöge des persönlichen Kredits, den er genoß, hat er eine ganze Anzahl von Regimentern ins Feld gestellt. Als Wallenstein bei seinem Wiedereintritt in den Dienst die Armee zum zweiten Mal zusammensetzte, hielt er sich so viel wie möglich an die erprobten alten Freunde, von denen viele nach seiner Abdankung auf seinen Gütern Unterhalt gefunden hatten; er sah es gern, wenn ein Reiter-

oberst auch ein Regiment zu Fuß oder ein Oberst zu Fuß auch ein Reiterregiment anwarb; sie fanden gediente, erfahrene Leute, durch welche die angeworbenen Neulinge, mit denen man sie mischte, zu militärischer Haltung angeleitet wurden. Die Obersten sorgten für Rekrutierung und Ausrüstung; durch sie selbst oder ihre Stellvertreter – die ersten Oberstleutnants –, die von ihnen ernannten Hauptleute oder deren Leutnants, wurde dann das Kommando geführt. Für ihre Schadloshaltung bürgte ihnen der allgemeine Heerführer. Die Obersten bildeten zugleich eine Korporation von Staatsgläubigern, an deren Spitze der General stand, welcher die größten Auslagen gemacht hatte und als der Unternehmer, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, der Impresario des Krieges erschien. Mit finanziellen und militärischen Talenten verband Wallenstein besondere Begabung für die Administration. Er gab gute Löhnung und reichliche Verpflegung. Er verstand es, das Kontributionswesen auf eine Weise einzurichten, daß für die Besoldung und Erhaltung der Truppen gesorgt war und doch die Landschaften noch dabei bestehen konnten. Wo die Stände die Zahlungen in der Hand behielten, hatten doch die Obersten den Befehl, die säumigen Glieder mit Strenge dazu anzuhalten: ohne Rücksicht auf fürstlichen Rang und bevorzugte Stellung.
Die Armee war aus allen Nationen zusammengesetzt; in einem einzigen Regiment wollte man zehn verschiedene Nationalitäten unterscheiden. Die Obersten waren, wie vor alters in den kaiserlichen Heeren, Spanier, Italiener, Wallonen, Deutsche; Wallenstein liebte auch böhmische Herren herbeizuziehen, um sie an den kaiserlichen Dienst oder auch an seine eigenen Befehle zu gewöhnen; der Kroate Isolani führte die leichte Reiterei, eifersüchtig darauf, daß kein Ungar ihm vorgezogen würde; wir finden Dalmatiner und Rumänen. Die letzteren zog Wallenstein den Polen vor, deren Obersten sich unbotmäßig und fremdem Einfluß zugänglich zeigten. Besonders war das norddeutsche Element stark bei ihm vertreten; man findet Brandenburger, Sachsen, Pommern,

Lauenburger, Holsteiner. Zu beiden Seiten, unter Gustav Adolf und Wallenstein, haben die Norddeutschen den Krieg gelernt. Auf das Bekenntnis kam unter Wallenstein nichts an; einige seiner wehrhaftesten Obersten, Pechmann, Hebron, waren Protestanten: wir wissen, daß es zu den Grundsätzen bei der ersten Zusammensetzung der Armee gehörte, Protestanten so gut wie Katholiken aufzunehmen. In dem ungarischen Kriege haben beide zusammen gegen die Türken gekämpft; beim Wiederaufwogen des religiösen Streites stand man von dieser Mischung ab. Wie die Liga nur Katholiken in ihrem Heere sehen wollte, so hatte die Armee Gustav Adolfs einen durchaus protestantischen Charakter. Unter Wallenstein überwog der militärische Gesichtspunkt den religiösen. Die Obersten beider Bekenntnisse bildeten ein einziges eng zusammenschließendes Ganzes unter einem General, der nicht danach fragte, zu welchem ein jeder gehörte. So ist es selbst in der französischen Armee in den ersten Dezennien unter Ludwig XIV. und später wieder in der preußischen unter Friedrich II. gehalten worden. Wallenstein sah es gern, wenn große Herren in seinen Dienst traten; aber auch Kaufmannssöhne – wie besonders erwähnt wird –, frühere Juwelenhändler, Emporkömmlinge selbst aus der dienenden Klasse waren ihm willkommen. Selbst auf Körpergröße gab er nichts; nur auf die Fähigkeit, den Dienst auszuhalten, kam es ihm an: mochten dann die Schwachen zugrunde gehen. Er erkannte nur den militärischen Rang, in welchem er weitere Abstufungen einführte. Er liebte es, neue Regeln zu geben; selbst der Schlag der Trommel wurde verändert. Bei dem Gemisch der Nationen, Bekenntnisse, Stände war das unverbrüchliche militärische Gesetz ein doppelt unbedingtes Bedürfnis der Schlagfähigkeit. Die kleinsten Fehler – wie Eigenmächtigkeiten in der Kleidung – wurden bestraft, wie man sagte, um größere zu verhüten. Wenn man im Felde stand, ward etwas mehr nachgesehen, doch nichts, was die Unterordnung hätte gefährden können. „Ich will nicht hoffen," sagte er auf einlaufende Klagen, „daß einer unserer Offiziere sich so weit vergessen

hat, unsere Ordonnanzen zu despektieren." Dem Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden ward in den herbsten Worten verwiesen, daß er sich „dessen anmaße, was ihm nie anbefohlen worden sei". Eine Beförderung ist wohl deshalb versagt worden, weil die neue Stellung den Ansuchenden seiner Gemütsart nach zu Handlungen verleiten würde, um deren willen man ihm den Kopf vor die Füße legen müßte. Die Ausschreitungen, an denen es freilich nicht fehlte, sollte kein Oberer ungeahndet lassen: Nachsicht hierbei fand Wallenstein sträflich und drohte, es mit Exekution an Leib und Leben zu ahnden. Plündernde sind auf der Stelle gehenkt worden. Von Schonung wußte er nichts, weder im Dienst noch vollends dem Feinde gegenüber. Den Antrag, den ihm einst König Gustav Adolf machte, nach dem Vorgang der niederländischen Kriege eine Übereinkunft zu schließen, daß bei einem Zusammentreffen mit sehr verschiedenen Streitkräften die schwächere Partei sich, ohne zu schlagen, ergeben dürfe, verwarf er mit den trotzigen Worten: „Sie mögen kombattieren oder krepieren." Das oberste aller Verdienste war bei ihm ein tapferes Verhalten; nur dadurch erwarb man sich persönliche Rücksicht. Wie Piccolomini die entschiedene Gunst des Generals hauptsächlich der Tapferkeit verdankte, die er an der Spitze seiner Reiterei in der Schlacht von Lützen bewiesen hatte, so erwarben sich der Kroatengeneral Isolani bei einem Angriff auf die Schweden bei Ansbach, der Graf Dohna bei der Eroberung von Chemnitz seine Freundschaft. Er hielt immer eine Anzahl goldener Ketten in Bereitschaft, um auf der Stelle belohnen zu können; er erhob selbst in den Adelsstand: seine Kriegskasse war angewiesen, die Kosten für die Ausfertigung der Diplome zu tragen. In sehr außerordentlichen Fällen ersuchte er aber auch den Kaiser, einem Befehlshaber seine Zufriedenheit auszudrücken. Um für erledigte Stellen einen Ersatz in Bereitschaft zu haben, sah er es gern, wenn sich Volontärs in seinem Lager aufhielten; doch wollte er nicht, daß sie der öffentlichen Sache lediglich auf ihre eigenen Kosten dienten: in dem Maße, daß sie sich

brauchbar zeigten, wies er ihnen gute Quartiere an. Auch jedem untergeordneten Verdienst widmete er seine Anerkennung; man hörte ihn sagen: der hat hier das Beste getan, dieser dort; dem dankt man diesen Erfolg, dem einen andern. Er belohnte gern; doch hatte es fast noch mehr Wert, wenn er einem die Hand auf den Kopf oder die Schulter legte und ihn dann lobte. Wer bei einer rühmlichen Handlung fiel, den ehrte er im Tode; er begleitete ihn bei seiner Beerdigung. Feigheit wurde nicht allein verachtet, sondern bestraft, selbst mit Grausamkeit; auch das Mißlingen, wenn einigermaßen verschuldet, galt als Verbrechen. Wenn er dann zu einer Beförderung schritt, etwa einem gemeinen Soldaten die Stelle eines Hauptmanns verlieh, so nahm er es nicht übel, wofern dieser es versäumte, ihm persönlich seinen Dank darzubringen: denn er beweise dadurch die Einsicht, daß er seine Bevorzugung nicht der Gunst verdanke, sondern allein dem Verdienst.

Niemand hätte sich weigern dürfen, seine Ehre im Zweikampf zu verteidigen. Wer das tat, wurde aus dem Heere gestoßen. Mancher hat seine Gunst gewonnen, indem er sich einer Strafe widersetzte, die seine Ehre beleidigte, und sich lieber der Gefahr des Todes aussetzte als der Schmach. Höchst widerwärtig waren ihm Empfehlungen vom Hofe, er hat sie mit Scherz oder auch mit Hohn abgelehnt. Wer sich in allzu schmuckem Aufzug zum Dienst meldete, den hat er wohl an die behäbige Hofhaltung eines Kardinals (Dietrichstein) gewiesen, für welche das passe: im Feldlager würde der Rauch des Geschützes das feine Gesicht verunstalten. Die Anwesenheit der Prinzen von Toskana im Lager ließ er sich gefallen; doch sorgte er dafür, daß sie keinen Einfluß ausübten. Ihren Wunsch, sich persönlich hervorzutun, erklärte er für eine Eitelkeit, die sich mit der Subordination nicht vertrage. Man darf behaupten, daß er dem militärischen Prinzip an und für sich, selbst ohne Rücksicht auf den Zweck des Krieges, im Sinne der anderthalb Jahrhunderte, die dann folgten, Bahn gemacht hat, so wie er ihm durch die Einrichtung der

Kontributionen eine regelmäßige Grundlage schaffte. Er war ein geborener Kriegsfürst.
So lange als er gesund war, liebte Wallenstein mit den Obersten zu speisen: denn nichts verbinde die Gemüter mehr als ein heiteres Gelage. Aber bei aller guten Kameradschaft hielt er den Anspruch der unbedingten Unterordnung fest. Wenn er im Feldlager einherging, wollte er nicht gegrüßt sein; wenn er sich dann in sein Quartier zurückzog, so hielt er darüber, daß niemand in der Nähe desselben mit Pferden und Hunden erscheinen, mit klirrenden Sporen daherschreiten durfte. Außerhalb des Feldlagers liebte er eine Pracht zu entwickeln, mit der kein Fürst wetteifern konnte. Was hatte er sich in Prag für einen prächtigen Palast erbaut, mit Säulenhallen, geräumigen, hellen, kunstgeschmückten Sälen, dunklen, kühlen Grotten! In seinem Marstall fraßen dreihundert ausgesuchte Pferde aus marmornen Krippen; wenn er ausfuhr, geschah es mit einer langen Reihe zum Teil sechsspänniger Karossen. Vogelhäuser fast im orientalischen Stil, sorgfältig erhaltene Fischteiche fand man in seinen Gärten. Vom Schlosse in Sagan erzählt man, er habe es zu dem achten Wunder der Welt machen wollen. Er hat zugegeben, daß man ihn als Triumphator malte, seinen Wagen von vier prächtigen Sonnenrossen gezogen.
Er war kein Freund von Zeremonien: wie oft unterbrach er lange, von Äußerungen der Untertänigkeit angeschwellte Anreden deutscher Gesandten; er spottete der tiefen Reverenzen, wie sie damals am römischen Hofe gang und gäbe wurden; – aber er liebte von Anfang an den Pomp einer prächtigen Umgebung. Seine Pagen, die er gern aus vornehmsten Geschlechtern nahm, erschienen in blauem Sammet, wie mit Rot und Gold aus das prächtigste angetan; so war seine Dienerschaft glänzend ausgestattet; seine Leibwache bestand aus ausgesuchten Leuten von hoher und schöner Gestalt; er wollte besonders, seit er Herzog von Mecklenburg geworden war, durch die Äußerlichkeit eines fürstlichen Hofhaltes imponieren. Er lebte mäßig, aber seine Tafel sollte auf das trefflichste be-

dient sein. Es gehörte zu seinem Ehrgeiz, wenn er sagen konnte, daß einer und der andere seiner Kämmerer in kaiserlichen Diensten gestanden. Niemand bezahlte reichlicher.
Er hatte sich in Italien die Sitte und Art der gebildeten Welt angeeignet. Unter anderem weiß man, wie sehr er die Damen des Hofes zu Berlin, als er einst daselbst erschien, einzunehmen wußte; von den Anmaßungen, die einige seiner Obersten vor sich hertrugen, war bei ihm nicht die Rede.
Aber wehe dem, der ihn in Zorn versetzte! Wie in seiner Jugend, so in seinem Alter war er dann seiner selbst nicht mächtig; er war wie mit Wut erfüllt und schlug um sich; – man ließ ihn toben, bis es vorüber war. Man bezeichnete seinen Zustand mit dem oberdeutschen Ausdruck: Schiefer; er kannte ihn wohl und suchte die Anlässe, die ihn hervorriefen, zu vermeiden.
Er liebte die Aufregung des Gesprächs, in welchem sich leidenschaftliche Aufwallungen eines leichterregten Selbstgefühls Luft machten; die fernsten Aussichten erschienen als gefaßte Entwürfe, die momentanen Ausfälle als wohlbedachte Feindseligkeiten. Von denen, die ihn kannten, wurden sie als das, was sie waren, mit dem Worte Boutaden bezeichnet; in die Ferne getragen, machten sie vielen Eindruck.
Jedermann, der in seine Nähe kam, litt von seiner Launenhaftigkeit, seinem zurückstoßenden Wesen, seinem gewaltsamen, rücksichtslosen Gebaren. Sein Ruf schwankte zwischen zwei Extremen: daß er das wildeste Untier sei, welches Böhmen hervorgebracht habe; oder der größte Kriegskapitän, dessengleichen die Welt noch nicht gesehen.
Sein Antlitz erscheint, wie es die bestbeglaubigten Bilder darstellen, zugleich männlich und klug; man könnte nicht sagen groß und imposant. Er war mager, von blasser, ins Gelbe fallender Gesichtsfarbe, von kleinen hellen, schlauen Augen. Auf seiner hohen Stirn bemerkte man die Signatur der Gedanken, nicht der Sorgen; starke Linien, keine Runzeln; früh ward er alt: schon in den vierziger Lebensjahren erbleichte

sein Haar. Fast immer litt er am Podagra. In den letzten Jahren konnte er nur mit Mühe an seinem spanischen Rohre einherschreiten; bei jedem Schritt sah er um sich.
Aber in ihm lebte ein feuriger Impuls zu unaufhörlicher Bewegung, Unternehmung, Erwerbung; durch seinen Gesundheitszustand nicht allein nicht erstickt, sondern eher angereizt, der ehrgeizige Trieb, sich nach allen Seiten geltend zu machen, seine Macht und die Bedeutung seines Hauses zu gründen und die alten Feinde zu seinen Füßen zu sehen.
Es gab nichts, was ihm so sehr im Wege stand, als der geistliche Einfluß und die Prätensionen des hohen Klerus. Wie Wallenstein die Soldaten liebte, so haßte er die verweltlichten Priester. Er hatte nichts dagegen, wenn etwa mit einem Klostergeistlichen, der in der Armee mitzog, nach Kriegsgebrauch verfahren wurde: „Denn wäre er in seinem Kloster geblieben, so würde es ihm nicht geschehen sein." Von Vergabungen zugunsten der Geistlichen wollte er gar nichts hören, denn dadurch entziehe man nur den Soldaten das, was ihnen zukomme. Er scherzte wohl über das Wohlleben der großen Kirchenmänner; wie glücklich seien sie, daß sie die Kabbala gefunden, Fleisch und Geist, die sonst einander bestreiten, zu vereinigen. Höchst verächtlich waren ihm die Beamten, die sich zum Dienst derselben hergaben; Männer wie Slawata und Martiniz erklärte er von allen Kreaturen, die es gebe, zweibeinigen und vierbeinigen, für die bösesten. Jesuiten wollte er in seinem Feldlager nicht dulden; dagegen gestattete er den Protestanten, von denen es voll war, ohne Skrupel freie Religionsübung und die Predigt; man hörte ihn sagen, Gewissensfreiheit sei das Privilegium der Deutschen.
Seine Bizarrerien, die vielmehr dazu dienten, bei der Menge Eindruck zu machen, und die astrologischen Berechnungen der Geschichte für sich selbst und seine Freunde – er liebte es auch, deren Nativität kennen zu lernen – hinderten ihn nicht, Umstände und Dinge, wie sie vorlagen, zu erkennen; das Phantastische war in ihm mit praktischer Geschicklichkeit ge-

paart. Er war verschwenderisch und unbesonnen, aber doch auch ökonomisch und umsichtig. In seiner Politik verfolgte er hochfliegende egoistische Pläne; aber zugleich hegte er Absichten, die zu einem bestimmten, erreichbaren Ziele zusammenwirkten. Er war dadurch emporgekommen, daß er immer den eigenen Inspirationen folgte, die er immer zur Geltung zu bringen vermochte. Er erklärte es für unmöglich, seinen Geist so weit zu bezwingen, daß er einem fremden Gebot gehorche.
Welch ein großartiges Unternehmen, den verderblichen Krieg in Deutschland zu beendigen; den Religionsfrieden mit Beseitigung alles dessen, was ihn gestört hatte, in voller Wirksamkeit wieder herzustellen; die Integrität des Reichs zu erhalten! Damit war sein Vorhaben, für sich selbst eine Kurwürde, die das Gleichgewicht der Parteien bilden sollte, zu erwerben, ununterscheidbar verbunden. So tief aber griff das alles in die Verhältnisse der deutschen Fürsten selbst und zugleich der europäischen Mächte ein, daß man nur mit der größten Vorsicht, Schritt für Schritt, damit vorwärts kommen konnte. Welch ein Vorhaben, die Macht der Kurfürsten mit der kaiserlichen zu vereinigen und doch ihre Unabhängigkeit zu sichern; das Reich von den Schweden zu befreien und sie doch auch nicht vor der Zeit zu offener Feindseligkeit zu reizen; die Protestanten und die Katholiken zugleich zu befriedigen! Wallenstein konnte keine allgemeine Sympathie für sich aufrufen; denn die Gedanken, die er verfolgte, waren mitnichten populär: sie waren zugleich mit egoistischen Absichten durchdrungen; – überdies aber herrschte allenthalben ein Glaubenseifer vor, von dem er absah. Nur in einsamer Erwägung aller Umstände, wie sie im Augenblick lagen, oder vielmehr im zusammenfassenden Gefühl derselben reiften seine Entschlüsse. Mit den Generalen konnte er darüber nicht zu Rate gehen; sie hatten nur die Befehle auszuführen, deren Zusammenhang sie nicht kannten. Man beklagte sich bei Hofe, daß er so wenig schreibe; aber wie hätte er seine Gedanken eröffnen oder, wenn er schrieb, sie so einkleiden können, daß sie keinen Anstoß gaben? Für ihn war Zögern und dann ein plötzliches Los-

brechen oder auch rasches Vorwärtsgehen und nach Befinden ein unerwartetes Innehalten ein Gebot des Bestehens.
Vergegenwärtigen wir uns einen General, der durch eigene Anstrengung seinen Fürsten wiederum mächtig und angesehen gemacht hat, durch die ihm in mehr oder minder authentischer Form zugestandenen Bedingungen zu einer selbständigen Heerführung und Friedensunterhandlung besonders berechtigt ist und auf die Ergebenheit seiner Armee traut: so begreift man es, wenn er nicht zurückweicht, sobald sich an dessen Hofe ein Widerstand gegen ihn gebildet hat, den er an sich zugleich verwirft und verachtet.
Im Orient ist es fast die Regel, daß große Kriegsführer mit dem Fürsten, dem sie dienen, wieder in Streitigkeiten geraten und die Macht desselben bedrohen, gefährden, an sich reißen. Die ganze Geschichte des Khalifats beruht darauf. Auch im Okzident kommen, obwohl das erbliche Fürstentum daselbst fest begründet ist, häufig noch Analogien dieser Entzweiungen vor. Wie oft begegnen wir in Frankreich autonomen Erhebungen großer Kriegsführer und Vasallen: von jenem tapfern Connétable du Guesclin an, welcher trotz aller Treue der Eifersucht König Karls V., den man den Weisen nennt, nicht entgehen konnte, bis zu Biron, der, als er in Widerspruch mit König Heinrich IV., dessen bestes Schwert er gewesen war, eine eigene Politik ergreifen wollte, darüber umkommen mußte. In Italien ist Carmagnola ein berühmtes Beispiel eines verwandten Bestrebens; er entzweite sich mit dem Herzog von Mailand, dem er den größten Teil der Lombardei unterworfen hatte; das Geschick, dem er damals noch entging, erreichte ihn später doch im Dienste der Republik Venedig. In der spanischen Monarchie, die dem deutschen Österreich so nahe stand, hatten die großen Heerführer kein besseres Schicksal. Der große Kapitán, der ihre Reihe eröffnet, ward aus dem Königreiche, das er erobert hatte, weggeführt, und es erregt Verwunderung, daß er sich nicht widersetzte. Pescara, Alba fielen in Ungnade. Noch vor wenigen Jahren war Spinola in einer Art von Verzweiflung

gestorben. Daß seine Regierung in dem Augenblicke, in welchem er Casale zu erobern im Begriffe stand, einen Stillstand abschloß, erweckte in ihm den Verdacht, man wolle ihm nur seinen Ruhm schmälern; in den Phantasien, die seinem Tode vorangingen, haderte er mit König Philipp IV., der seine zweiunddreißigjährigen Dienste vergessen habe. Und wer gedächte hier nicht des ritterlichen Grafen von Essex! Er hat auch einmal, wie Wallenstein, sein Verfahren gegen die Aufständigen in Irland, das Königin Elisabeth mißbilligte, durch seine Kriegsobersten rechtfertigen lassen; er wollte an der Spitze der ihm ergebenen Soldaten die Regierung von England zum Krieg mit Spanien fortreißen oder vielmehr sie stürzen, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Dafür hat er denn auch mit dem Tode gebüßt.
Denn zwischen den Ansichten einer erblichen Gewalt, welche eine unvordenkliche Vergangenheit mit der fernsten Zukunft zu verbinden trachtet, und den Wünschen oder Entwürfen eines Kriegführers, dem nur die Gegenwart gehört und der sich in derselben geltend machen will und muß, besteht ein natürlicher Widerstreit.
Wallenstein hatte einen solchen in doppelter Stärke zu bestehen, da ihm das Interesse des Gesamthauses Österreich in seinen beiden Linien, der deutschen und der spanischen, gegenüberstand.

In der Reihe der großen Generale, die nach Selbständigkeit getrachtet haben, steht Wallenstein in der Mitte zwischen Essex in England, Biron in Frankreich auf der einen, Cromwell auf der andern Seite, auf dessen Spuren sich später der gewaltige Korse bewegte, dessen noch weit umfassendere Erfolge ihn in den Stand setzten, ein neues Kaisertum zu gründen. Was ist der Unterschied zwischen ihnen? Warum gelang es den einen und ist es den anderen mißlungen? Essex, welcher der Königin Elisabeth von England eine andere Politik aufzwingen wollte, als welche ihr Geheimerat und sie selbst beliebten; Biron, der sich in Verabredungen mit den Feinden

seines Königs einließ; Wallenstein, der erst das eine sehr entschieden und mit einer gewissen Berechtigung, und darauf das andere wiewohl nur schwach versuchte, – hatten mit geborenen Fürsten zu kämpfen, deren Autorität seit Jahrhunderten fest begründet und mit allen andern nationalen Institutionen verbunden war. Sie erlagen ihr. Cromwell und Napoleon dagegen fanden die legitime Autorität, als sie es unternahmen, sich unabhängig zu machen, bereits gestürzt. Sie hatten mit republikanischen Gewalten zu kämpfen, welche noch keine Wurzeln geschlagen hatten und nur eine bürgerliche Macht besaßen, die dann dem Führer der Truppen gegenüber, sobald sie sich entzweiten, keinen Widerstand leisten konnten. Weiter fortgehend wird man fragen, warum nun doch das Protektorat mit dem Tode des Protektors verging, aus den Ruinen des gestürzten Kaisertums aber in unseren Tagen ein neues, das als die Fortsetzung des ersten auftritt, sich erheben konnte. Der vornehmste Grund liegt darin, daß Cromwell die sozialen Verhältnisse, wie sie einmal gebildet waren, erhalten vorfand und eher in Schutz nahm als umzustürzen suchte, so daß sie nach seinem Abgang eine ihnen analoge Regierung notwendig machten. Dagegen fand Napoleon eine soziale Revolution in den größten Dimensionen durchgeführt vor; er brauchte sie nur zu konsolidieren und mit seiner militärischen Gewalt zu durchdringen, um ein neues Imperium aufzurichten.

Königin Elisabeth von England

Jedes große historische Dasein hat einen bestimmten Inhalt; in diesen Handlungen und ihren Erfolgen, dem Wechsel dieser Ereignisse liegt das Leben der Königin Elisabeth.
Noch war der Ausgang des Kampfes zwischen der Hierarchie, welche einst alles Tun und Denken des Abendlandes beherrscht hatte, und den von ihr Abgewichenen nicht entschieden, so-

---

Englische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert I, S. 323–334, 344–347.

lange England mit seiner Macht zwischen den beiden Systemen schwankte. Da erschien diese Fürstin, welche sich wie durch ein vorbestimmtes Geschick der Abweichung zuwandte und sie in einer Form durchführte, die den historischen Institutionen ihres Reichs entsprach, mit einem Nachdruck, durch welchen sie zugleich die Macht desselben aufrechterhielt. Eben gegen sie richtete nun die Hierarchie, als sie wieder streitfähig wurde, fast ihre nachdrücklichsten Anstrengungen: wie ein Autor der Zeit die mit dem Papst wider die Königin Verbündeten untereinander sagen läßt: „Wir wollen sie töten, und das Erbteil wird unser sein.“ Der vornehmste derselben war der mächtige König, der einst selbst England beherrscht hatte. Sie hat mit diesem Bunde einen Kampf bestanden, bei dem es jeden Augenblick Sein oder Nichtsein galt: mit allen Waffen des Krieges und des Verrates ist sie angegriffen worden; aber jedem Angriff setzte sie ein entsprechendes Mittel der Verteidigung entgegen: sie behauptete sich nicht allein, sondern sie verschaffte dem Prinzip, das sie ergriffen hatte, ohne gerade auf eine der ihren gleiche Formulierung desselben zu bringen, eine mächtige Repräsentation in den Nachbarländern. Ohne ihre Hilfe würde die kirchliche Reformation in Schottland und schon damals in Frankreich wahrscheinlich erdrückt, in den Niederlanden nie zu wirklicher Gestaltung gekommen sein. Die Königin ist die Vorkämpferin des westeuropäischen Protestantismus und aller der politischen Bildungen, die sich an das neue Bekenntnis geknüpft haben. Sie drückt wohl selbst ihr Erstaunen aus, daß es ihr damit gelingt: „mehr darüber,“ sagt sie einmal, „daß ich bin, als daß ich nicht sein soll.“ Daß König Philipp so wenig gegen sie ausrichtete, glaubt sie vor allem der göttlichen Gerechtigkeit zu verdanken; denn unköniglich habe sie der König noch während der Unterhandlung angegriffen: sie sieht einen Beweis darin, daß ein böses Beginnen aller Macht und Anstrengung zum Trotz zu einem schimpflichen Ende führe. „Was mich verderben sollte, ist zu meiner Glorie ausgeschlagen.“

Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl,

in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen. Dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment.

Die persönliche und allgemeine Sache war zugleich eine durch und durch englische. Unter den Waffen wuchs der Handel: die Erhaltung des Friedens im Innern erfüllte das Land mit Wohlstand und Reichtum; man sah Paläste entstehen, wo sonst nur Hütten gestanden hatten: wie Bacon, der Philosoph, bemerkt, England gewann seine natürliche Stellung in der Welt.

Elisabeth gehörte zu den Fürsten, die sich im voraus über die Pflichten der Regierung einen Begriff gebildet haben. Vier Eigenschaften, sagt sie einmal, seien ihr dazu notwendig erschienen: Gerechtigkeit und Mäßigung, Großmut und Urteil: – der beiden ersten dürfe sie sich rühmen: nie habe sie bei gleichem Recht einen vor dem andern begünstigt: nie habe sie einem ersten Bericht geglaubt, sondern bis zu voller Kenntnis an sich gehalten: – die beiden andern wollte sie sich nicht anmaßen, denn es seien Tugenden der Männer. Eben diese aber schrieb ihr die Welt in hohem Grade zu. Ihr feines Urteil erblickte man in der Wahl ihrer Diener und der Verwendung derselben zu solchen Diensten, zu denen sie eben am geschicktesten seien. Ihre Hochherzigkeit sah man in der Verachtung kleiner Vorteile und ihrem unerschütterlichen Gleichmut in der Gefahr. Während des aus Spanien daherziehenden Ungewitters habe man keine Wolke auf ihrer Stirn gesehen: durch ihre Haltung habe sie Adel und Volk belebt, ihre Räte beseelt. Man rühmte an ihr beides: eifrige Teilnahme an der Beratung und Sorgfalt, daß das Beschlossene ins Werk gesetzt werde.

Das Ideal einer Herrscherin dürfte man auch in Königin Elisabeth nicht suchen. Niemand könnte die Härten in Abrede stellen, die unter ihrer Regierung selbst mit ihrem Vorwissen begangen worden sind. Jene systematische Heuchelei, die man ihr schuld gibt, mag als eine Erfindung ihrer Feinde oder der nicht von Grund aus unterrichteten Historiker er-

scheinen; sie erklärt selbst Wahrhaftigkeit für eine dem Fürsten unentbehrliche Eigenschaft; aber auch bei ihrer Staatsverwaltung kommen, wie bei den meisten andern, Argumentationen vor, welche die Wahrheit mehr verhüllen als ausdrücken; bei jedem ihrer Worte und Schritte nimmt man die Berechnung dessen, was zu ihrem Vorteil dient, wahr; sie zeigt treffende Voraussicht und selbst eine natürliche Verschlagenheit. Elisabeth war sehr zugänglich für Schmeichelei und durch ein angenehmes Äußeres ebenso leicht bestochen, wie durch zufällige kleine Mängel zurückgestoßen; sie konnte bei einem Wort auffahren, das sie an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge oder an ihre eigene Hinfälligkeit mahnte: Eitelkeit begleitete sie von Jugend an bis in ihre hohen Jahre, die sie nicht bemerken noch bemerkt wissen wollte. Gute Erfolge liebte sie sich selbst anzurechnen: Mißlingen schrieb sie ihren Ministern zu; den Haß für unliebsame oder ihr zweifelhafte Maßregeln sollten diese auf sich nehmen: und wenn sie dies einmal nicht ganz im Einklang mit ihrer Stimmung taten, hatten sie ihren Tadel, ihre Ungnade zu befürchten; sie war nicht frei von den Unzuverlässigkeiten ihres Geschlechtes: aber dagegen entfaltete sie auch wieder die liebenswürdige Aufmerksamkeit einer weiblichen Gebieterin; wie wenn sie einst bei einer Rede, die sie in der gelehrten Sprache vor den Gelehrten von Oxford hielt, als sie den Lordschatzmeister mit seinem lahmen Fuße da stehen sah, plötzlich abbrach, ihm einen Stuhl bringen ließ und dann fortfuhr; man sagte freilich, sie habe zugleich bemerken lassen wollen, daß kein Zufall sie aus der Fassung bringen könne. Wie Harrington, der sie aus persönlichem Umgang kannte, sich ausdrückt: ihr Geist war zuweilen der Sommermorgenluft zu vergleichen, wohltuend und erfrischend: sie gewann dann aller Herzen durch liebliche und bescheidene Rede. Aber in demselben Grade abstoßend wurde sie in aufgeregten Zuständen, wenn sie in ihrem Zimmer auf und ab schritt, Zorn in jeder Miene, Wegwerfung in jedem Worte: man eilte von ihr wegzukommen. Unter anderm lernt man sie aus dem Briefwechsel mit dem

König Jakob von Schottland kennen: wie spricht da jed
Satz eine mit der politischen vereinigte geistige und moral
sche Überlegenheit aus! Da ist kein überflüssiges Wor
alles ist Mark und Substanz; von Fürsorge und ei
gehendem Ratschlag geht sie zu herbem Tadel und ernstest
Warnung über; sie ist gütig und scharf, wohlmeinend un
rauh, aber fast noch mehr wegwerfend und rücksichtslos al
milde. Nie hatte ein Fürst von seiner Würde eine höher
Idee von der Unabhängigkeit, die derselben nach menschliche
und göttlichen Gesetzen gebühre, von der Pflicht des Gehorsame
welche jeden Untertanen binde; sie ist stolz darauf, daß au
ihre Entschlüsse nie eine äußere Rücksicht einwirke, an
wenigsten Drohung oder Furcht; wenn sie sich einmal nach
dem Frieden sehnt, so besteht sie darauf, daß es nicht au
Besorgnis vor dem Feinde geschehe, sondern bloß aus Abschei
vor dem Blutvergießen. Die Tätigkeit des Lebens entwickel
nicht allein die intellektuellen Kräfte: zwischen Gelingen und
Mißlingen, in Streit, Anstrengung und Sieg bildet sich de
Charakter und nimmt seine vorherrschende Stimmung an
Das Ungeheure, das ihr gelungen ist, erfüllt sie mit einen
unendlichen Selbstgefühl, das zugleich von Zuversicht auf der
unfehlbaren Schutz der Vorsehung getragen wird: daß sie, vor
dem Papst exkommuniziert, den Angriffen einer halben Wel
gegenüber sich behauptet, gibt ihrem ganzen Tun und Wese
den verdoppelten Ausdruck persönlicher Energie. Sie liebte
nicht, von ihrem Vater oder von ihrer Mutter zu sprechen.
von ihrem Nachfolger wollte sie nicht reden hören; die Lage
des Momentes, das unbedingte Gefühl der Herrschaft erfüllte
den Gesichtskreis. Merkwürdig, wie sie an festlichen Tagen
in ihrem Palast einherschreitet: voran Magnaten und Ritter
in ihrer Ordenstracht, mit entblößtem Haupt, dann die
Träger der Insignien der Herrschaft, des Zepters, des
Schwertes und des großen Siegels: – sie selbst in ihrem mit
Perlen und Edelsteinen übersäeten Schmuck, hinter ihr ihre
Damen, die durch Schönheit und reiche Ausstattung glänzten:
einem oder dem andern, der ihr vorgestellt wurde, reicht sie

im Vorbeigehen ihre Hand zum Kuß zum Zeichen ihrer Gnade, bis sie bei ihrer Kapelle ankommt, wo ihr die versammelte Menge ein „God save the Queen“ zuruft: sie erwidert Worte herablassenden Dankes. Elisabeth genoß noch einmal ungebrochen die ganze Verehrung, welche man der höchsten Gewalt widmete. Mit Kniebeugung wurden die Speisen, von denen sie essen sollte, auf die Tafel gesetzt, auch wenn sie nicht zugegen war. Die Knie beugend ward man ihr vorgestellt.

Zwischen einer Fürstin, wie diese war, und ihrem Parlament konnte es an mannigfaltigen Streitigkeiten nicht fehlen. Die Kommunen nahmen das Privilegium unbedingter Redefreiheit in Anspruch und bestritten in wiederholtem Anlauf die Mißbräuche, die noch in der bischöflichen Kirche übriggeblieben seien, die lästigen Monopolien, welche einzelnen Begünstigten zugute kamen. Die Königin ließ die Mitglieder des Unterhauses wegen mißliebiger Äußerungen verhaften; sie warnte dieselben, sich nicht in die Sachen der Kirche, selbst nicht in die des Staates zu mischen, und erklärte es für ihre Prärogative, nach ihrem Belieben das Parlament zu berufen und zu entlassen, dessen Beschlüsse zu genehmigen oder zu verwerfen. Dabei hat sie aber doch auch wieder nicht verhehlt, sie müsse auch in bezug auf die wichtigsten Staatsangelegenheiten auf die Stimmung der beiden Häuser Rücksicht nehmen: so sehr man sie lieben möge, so seien doch die Gemüter leicht beweglich und nicht durchaus zuverlässig. In den Formen befleißigte sich das Parlament des Ausdrucks der Hingebung, welche die Königin als Fürstin und Frau verlangte: diese suchte Handlungen wieder gutzumachen, durch welche die Versammlung einmal beleidigt worden war: für Beschwerden, z. B. über die Monopolien, hat sie als für heilsame Erinnerungen sogar gedankt. Ein französischer Gesandter bemerkt im Jahre 1596, das Parlament habe vor alters eine große Autorität gehabt, jetzt tue es alles, was die Königin wünsche. Ein anderer, der im Jahre 1597 anlangte, ist nicht allein erstaunt über das imponierende Äußere, sondern auch

über den Umfang der Rechte des Parlaments. Hier, sagt er, werden die großen Angelegenheiten verhandelt, Krieg und Friede, Gesetze, die allgemeinen Bedürfnisse und ihre Erledigung. Das eine ist vielleicht so wahr wie das andere. Die Erklärung des Widerspruchs liegt darin, daß Königin und Parlament in den allgemeinen Verhältnissen des Landes und der Welt Verbündete waren. Die Königin hätte, es ist an sich einleuchtend, ohne das Parlament nicht regieren können: von Anfang ihrer Regierung an hat sie sich in den wichtigsten Angelegenheiten auf dasselbe gestützt; aber eine einfache Betrachtung lehrt, wie viel hinwieder das Parlament eben seiner Herbeiziehung zu den großen Fragen, welche die Königin für ratsam hielt, verdankte. Untersuchung der gegenseitigen Rechte und ihrer Grenzen vermied man noch und konnte man vermeiden. Und überdies hütete sich Elisabeth, ihrem Parlamente mit Geldforderungen beschwerlich zu fallen. Sie ist oft wegen ihrer Sparsamkeit, die zuweilen in den Geschäften unangenehm wurde, getadelt worden: wie in den meisten Fällen, Natur und Politik wirkten auch hier zusammen. Daß sie sich immer bei Gelde hielt und wohl einmal imstande war, eine angebotene Bewilligung abzulehnen, gab ihrer Verwaltung eine Unabhängigkeit von den momentanen Stimmungen des Parlamentes, die zu ihrem ganzen Wesen gehörte und ohne dies leicht hätte verloren gehen können.

Ihr Schatzmeister, sparsam wie sie, war zugleich ihr erster Minister. Es war William Cecil, Lord Burleigh, der ihr noch vor ihrer Thronbesteigung mit treffendem Rat beigestanden und seitdem in ihrer Staatsverwaltung lebte und webte. Einer von jenen Ministern, die in einer unermeßlichen Arbeitsamkeit ihren Beruf finden, – er brauchte wenig Schlaf, und lange Gastmähler waren nicht in seinem Sinne: nie sah man ihn auch nur eine halbe Stunde untätig; über Großes und Kleines hielt er Buch; die Geschäfte begleiteten ihn auf seinem Nachtlager, in seine Zurückgezogenheit nach St. Theobalds: man sah ihm seine sorgenvollen Gedanken an, wenn er da auf seinem Maultiere durch die Parkanlagen ritt;

nur dann verlor er sie einen Augenblick aus dem Sinn, wenn er unter seinen aufwachsenden Kindern bei Tische saß: dann erheiterten sich seine schweren Brauen, selbst leichte Scherze kamen ihm von den Lippen. Jeder andere Reiz des Lebens lag ihm ferne: für Poesie und Poeten hatte er keinen Sinn, wie das Spenser einmal empfinden mußte: in der Literatur förderte er nur das unmittelbar Nützliche; er empfahl niemand, außer wegen seiner Brauchbarkeit im Dienst. Großmütig war er nicht; es war ihm genug, sich sagen zu können, daß er auch aus niemandes Unglück Vorteil ziehe. Man bezeichnete ihn schon damals als den Mann, von dem die Bewegung dieses Staates ausgehe: er hat das immer abgelehnt und sein Lob darin gesucht, daß er die Absichten der Fürstin, wie sie dieselben fasse, nach gemachtem Vorschlag oder auch ehrerbietiger Gegenvorstellung zur Ausführung bringe. Manche Afterrede bekam er zu vernehmen: er meinte über das meiste, was man ihm vorwarf, ruhig weggehen zu können; wenn man ihm aber nachweise, daß er die Sache der Königin, den Krieg gegen Spanien, die Unterstützung der Niederlande vernachlässige, dann wolle er ewigen Tadel verschuldet haben. Wirksam war er noch besonders durch eine moralische Eigenschaft: nie verlor er den Mut. Man bemerkte, daß er dann am freudigsten arbeitete, wenn andere am zweifelhaftesten wurden. Denn auch er hatte ein unbedingtes Vertrauen zu der Sache, die er verteidigte. Wenn das Glück der Feinde am höchsten stand, hörte man ihn mit großem Gleichmut sagen: „Sie werden nicht mehr ausrichten, als Gott zulassen will."

Neben dem, dem Piloten des Staates, zog Robert Dudley, der zum Earl von Leicester erhoben wurde, als der vornehmste Mann am Hofe aller Blicke auf sich. Burleigh galt als ein Geschöpf Sommersets, Dudley war der jüngste Sohn des Grafen von Northumberland: denn besonders im Anfang war es für Elisabeth von Wert, bedeutende Repräsentanten der beiden Parteien, welche die Regierung ihres Bruders gebildet hatten, um sich zu vereinigen. Es soll sie an ihn geknüpft haben, daß er an demselben Tag, in der nämlichen Stunde

mit ihr geboren war: wer hätte damals nicht an den beherrschenden Einfluß der Gestirne geglaubt? Überdies aber glänzte Graf Robert durch eine glückliche Leibesbildung, anmutvolle Sitten und eine gleichsam unwiderstehliche Art zu sein. Die vertrauliche Nähe, die ihm Elisabeth gestattete, erweckte anstößige Gerüchte: wahrscheinlich ohne Grund; denn wären sie wahr gewesen, so würde Leicester, der den Ehrgeiz seines Vaters hatte, noch eine ganz andere Rolle gespielt haben. Elisabeth hörte davon: sie hat wohl einst einen fremden Gesandten in ihren Gemächern herumgeführt, um ihn zu überzeugen, wie so ganz unmöglich es für sie wäre, irgend jemand ohne Zeugen zu sehen; – sie hat es einem ausländischen Schriftsteller verwiesen, daß er sich durch grundloses Gerede betören lasse: aber sie mochte den Günstling darum nicht vom Hofe entfernen. Sie liebte, ihn um sich zu haben, seine Huldigungen, welche eine chevalereske Farbe trugen, zu empfangen: seine Hingebung erfüllte ein Bedürfnis ihres Herzens. Nur daß er sich keine Eigenmächtigkeit beikommen ließ, durch welche ihrem eignen höchsten Ansehen Eintrag geschehen wäre; einst, als ein solcher Fall vorkam, hat sie ihn erinnert, daß er nicht in ausschließendem Besitz ihrer Gnade sei; sie könne solche erweisen, wem sie wolle, und sie wieder zurücknehmen; am Hofe, rief sie aus, solle es keinen Herrn geben, sondern nur eine Herrin. Große geistige Begabung hat Leicester nicht eben bewiesen: in den niederländischen Feldzügen nicht einmal den mäßigen Erwartungen entsprochen, die man von ihm hatte. Dennoch hatte ihn die Königin damals bei der drohenden spanischen Gefahr an die Spitze ihres Landheeres gestellt; zu niemand hegte sie größeres Vertrauen.

Mit Leicester waren die Sidneys auf das engste verbunden: Henry Sidney, Gemahl seiner Schwester, welcher Zivilisation und monarchische Einrichtungen in Wales einführte und in Irland auszubreiten bestimmt war; und dessen Sohn, Philipp, in dem sich das englische Ideal edler Ausbildung verwirklicht zu haben schien. Er verband eine eigne sehr bemerkenswerte

literarische Gabe, gesellschaftliche und weltmännische Talente, die ihn zur Ausführung einer Gesandtschaft geeignet machten, mit selbstvergessendem Wohlwollen gegen andere und einer ritterlichen Mannhaftigkeit in den Waffen, die ihm zu Hause und vor dem Feinde die allgemeine Bewunderung verschaffte.

Leicesters Fürwort soll auch dem jungen Walter Raleigh den Eintritt an den Hof eröffnet und seine ersten Erfolge gefördert haben. Auf das lebendigste nahm Raleigh die Bestrebungen dieser Zeit in sich auf. Er war ehrgeizig, prachtliebend, hochstrebend, in das Fraktionswesen des Hofes tief verstrickt, aber zugleich von großartigem Unternehmungsgeist, sinnvoll, nachdenkend. An allem Neuen, was in dem Reiche der Entdeckungen und Erfindungen, der Literatur und Kunst hervorgebracht wurde, nahm er den Anteil eines Mitstrebenden: er lebte in der universalen Wissenschaft, ihren Aufgaben und Fortschritten. In seiner Erscheinung hatte er etwas, was einen Mann von überlegenem Geist und Wesen ankündigte.

Um Cecil gruppierten sich die Staatsmänner, die, von ihm befördert, in seinem Sinne arbeiteten: wie der Siegelbewahrer Bacon, in dem die Königin das Orakel der Gesetze sah, und der zugleich sie durch manches witzige Wort erheiterte; der Kanzler der Schatzkammer Mildmay, der bei allem Festhalten an den ergriffenen Prinzipien doch gerne die Ansprüche des Parlaments und selbst die Tendenzen der Puritaner begünstigte; der Staatssekretär Franz Walsingham, der einst seinen Protestantismus im Exil hatte büßen müssen und ihn dafür nun nach seiner Wiederherstellung mit allen Mitteln der Staatsgewalt verfocht; man sagt von ihm, er habe in London gehört, was sich die Menschen zu Rom ins Ohr raunten; den verschlagenen Jesuiten setzte er ein Netz geheimer Gegenwirkungen entgegen, das sich über die Welt erstreckte; einen wachsameren, unnachsichtigeren Verfolger politisch-religiöser Verschwörungen hat es nie gegeben: für die Mittel dazu, in denen er nicht wählerisch war, hat er sein eigenes Vermögen aufgewendet. Cecil und Bacon waren mit zwei Töchtern

Antony Cooks, der einst an der Erziehung Eduards VI. teilgenommen, vermählt: deren übrige Schwestern, mit Männern, die in den wichtigsten Gesandtschaften arbeiteten, wie Hobby und Killigrew, verheiratet, erweiterten die staatsmännische Verwandtschaft. Walsingham war mit Mildmay und jenem Randolph, der in Schottland so tätig war, verschwägert.
Einst brachte die Königin einen Mann in ihre Mitte, der sein Emporkommen nur ihrem Wohlgefallen an seiner Person und seinem Umgang verdankte, was ihr dann ebenfalls viel böse Nachrede gemacht hat; sie erhob ihren Vizekämmerer Christoph Hatton zum Lordkanzler von England. Die Rechtskundigen beklagten sich laut und bitter über diese Mißachtung der Ansprüche und ihres Standes. Mit den leitenden Staatsmännern war Hatton schon längst im Einverständnis: in allen den letzten schwierigen Fragen im Prozeß Maria Stuarts hatte er zu ihnen gehalten. Sein Neffe und Erbe vermählte sich bald darauf mit einer Enkelin Burleighs.
Die eigenen Verwandten der Königin von ihrer Mutter her waren niemals ohne Einfluß bei ihr. Franz Knolles, der durch Vermählung in diese Familie gekommen war und von der Königin zum Schatzmeister ihres Hauses ernannt wurde, hat sich durch religiösen Eifer und Freimütigkeit einen guten Namen bei Mitwelt und Nachwelt erworben. Eine noch bedeutendere Gestalt aus diesem Kreise ist Thomas Sackville, derselbe, der unter den Begründern der englischen Literatur mit Ruhm genannt wird; was in dem „Spiegel der Obrigkeit" von ihm herrührt, zeugt von eigentümlicher Auffassung der dunkeln Seiten des menschlichen Daseins und schöpferischer Phantasie. Aber der Poet leistete zugleich seiner Fürstin die besten Dienste: er erscheint, wenn ein bedeutender Vertrag zu schließen oder das Landvolk zur Verteidigung aufzurufen ist, oder auch wenn etwa eine Bewegung im Innern Unruhen befürchten läßt. Ihn hatte man gewählt, um der Königin der Schotten das über sie ausgesprochene Todesurteil anzukündigen. Es ist Lord Buckhurst, Stammvater der Herzöge von Dorset.

Das vornehme Geschlecht, aus dem Anna Boleyn entsprungen war, und das auf deren Erhebung so bedeutend eingewirkt hatte, das der Howards, erwies sich in seiner älteren Linie für die Tochter so wenig zuverlässig, wie einst für die Mutter. Dagegen hatte Elisabeth die Ergebenheit der jüngeren Linie, von Effingham, erfahren und seitdem mit mannigfaltigen Begünstigungen erwidert. Aus dieser stammte der Admiral, der die Seemacht in den entscheidenden Anfällen auf die spanische Armada befehligte. Man weiß, daß er selbst kein großer Seemann war; aber er verstand so viel von der Sache, daß er sich derjenigen zu bedienen wußte, die mehr als er davon verstanden. Die Königin hielt ihn für den von der Vorsehung zur Verteidigung ihrer selbst und des Landes ausersehenen Mann.

In entferntem Grade gehörte General Norris, der den englischen Waffen zur Seite Heinrichs IV. Ansehen auf dem Kontinent verschaffte, ihrer Verwandtschaft an: sie vergalt ihm überdies die gute Behandlung, die sie einst in ihren Bedrängnissen von seinem Großvater erfahren hatte.

Wie tritt das persönliche Moment in dieser Staatsverwaltung noch einmal so überwiegend hervor! Wie die eigene Sache der Königin die allgemeine ist, so sind die, welche ihrer Familie angehören oder ihre Gnade erworben, ihr wesentliche Dienste erwiesen haben, die Häupter des Staates und des Krieges. Das königliche Patronat breitete diesen Einfluß über die Kirche und die Universitäten aus. Wir finden ihn aber auch in allen andern Zweigen. Der Agent der Geldgeschäfte der Königin war der Stifter der Börse von London, der sie bei einem Besuch den Namen des königlichen Wechselhauses gab.

Auch in der Literatur nimmt man die Spuren ihres Geschmackes und ihrer Einwirkung wahr. Es gehörte zum Ton der guten Gesellschaft, daß die Klassiker ein allgemeines Studium bildeten. Darauf war die höhere Bildung gerichtet, wie ja die Königin selbst darin Erholung und Geistesnahrung fand. Man übersetzte viel und erneuerte die Formen der alten

Dichter oder ahmte sie nach. Die Italiener und Spanier, die mit ähnlichen Versuchen vorangegangen waren, erweckten wieder den Wetteifer der Engländer. Bei Edmund Spenser, in dem wohl der Sinn der Zeit am lebendigsten zutage gekommen ist, stößt man überall auf Nachahmung lateinischer oder italienischer Poeten, die hier und da an umschreibende Übersetzung streift und in Feinheit der Zeichnung hinter den Originalen, selbst der modernen, zurückbleiben mag, da er sich eben ihre gelungensten Stellen dazu auserwählte; aber wie atmen seine Werke im großen und ganzen doch einen so durchaus andern Geist! Was bei den Italienern ein Spiel der Phantasie ist, wird bei ihm ein tiefer moralischer Ernst. Die englische Nation hat einen unschätzbaren Besitz an diesen Werken von sittlich-religiösem Adel und naiver Naturanschauung, die sich durch den glücklichen Ausdruck einzelner Stanzen dem Gedächtnis eines jeden einprägen. Spenser hat der Form der Allegorie mehr Spielraum gegeben, als ihr vielleicht zukommt, und immer verwebt sich die eine in die andere; die Helden, die er aus den alten Romanen entnimmt, werden ihm Repräsentanten der verschiedenen Tugenden: aber er besitzt eine so eigentümliche Kraft der Vergegenwärtigung, daß er dem Leser auch in dieser Form Teilnahme abgewinnt. Was ist es aber, was er hauptsächlich feiert? Es ist eben der große Kampfesgang, in welchem seine Nation gegen das Papsttum und die Spanier begriffen ist. Faery Queen ist seine Königin, deren Gestalt in mannigfaltiger Symbolisierung der Eigenschaften, die sie besaß, oder die man ihr zuschrieb, darin immer aufs neue hervortritt. Mit wunderbarer Macht vereinigte Elisabeth alle strebenden Geister und Kräfte der Nation um sich her.

Nicht wenige Produktionen der Zeit haben einen so starken Beigeschmack von der Verehrung der Königin, daß sie ein Lächeln abnötigen: aber wahr ist es doch, daß an diesem Hofe die Sprache sich bildete und alle großen Bestrebungen ihren Mittelpunkt fanden. Die Staatsmänner Elisabeths, die sich einem Parlament gegenüber sahen, das nicht durch

bloße Autorität geleitet werden konnte, studierten die Regeln der Beredsamkeit an den Mustern des Altertums und machten sich ihre Lehren zu eigen. Auf ihrem Arbeitstische fand man Quintilian neben den juridischen Akten.
Die Königin, welche das Theater liebte und es durch eine Verordnung zu einem nationalen Institut machte, hat die Möglichkeit der Entwicklung Shakespeares gegeben; er wurzelt in dieser Epoche, er stellt ihre Sitten und Lebensweise dar: aber er reicht doch weit über sie hinaus.
Es widerspräche der Natur menschlicher Dinge, wenn man erwarten wollte, daß der allgemeine Gesichtspunkt, welcher alle beherrschte, nun auch alle auf einem Wege vorzuschreiten vermocht hätte. Von den Großen des Hofes gaben manche den Puritanern Rückhalt, wie ja der Vater der Puritaner Cartwright seine Stellung in Warwick der Protektion Leicesters verdankte; andere neigten sich zum Schutze der Katholiken; die Strenge, zu der sich die Bischöfe verpflichtet hielten, fand in den vornehmsten Staatsmännern Widerstand; und diesen opponierten sich wieder die Kriegsleute. Es war eine lebensvolle, überaus begabte Gesellschaft, aber eben darum in steter Gärung und innerm Widerstreit.

Noch einmal (vor ihrem Ende) beschäftigten die Angelegenheiten von Irland die Königin. Die Spanier waren von Lord Mountjoy genötigt worden, die Insel zu verlassen; er hatte sie zugleich mit den Irländern in einem entscheidenden Treffen geschlagen; aber trotz dieses Sieges und mannigfaltiger weiteren Kämpfe war die Rebellion nicht unterdrückt; noch immer hielt sich Tyrone in den Bergen und Waldungen von Ulster; und da man eine Rückkehr der Spanier fürchtete, so war auch Mountjoy zuletzt geneigt, eine Abkunft mit ihm zu treffen. Die Königin war in tiefster Seele dawider, denn man werde dadurch neue Rebellionen veranlassen: sie verlangte unbedingt Unterwerfung auf Gnade und Ungnade; wenn sie einmal zugestand, daß den Rebellen ihr Leben versichert werden könne, nahm sie das bald darauf wieder zurück.

Sie hat wohl davon gesprochen, daß sie in Person nach Irland gehen wolle, um unter dem Eindruck ihrer Anwesenheit allen Bewegungen ein Ende zu machen.
In diesem Augenblick aber bemerkte man eine plötzliche Veränderung in ihr; sie erschien nicht mehr bei den Festlichkeiten des Karnevals, die überhaupt geringfügig ausfielen. Anfangs erklärte man ihre Zurückgezogenheit durch den Tod einer ihr befreundeten vornehmen Dame, der Gräfin von Nottingham: aber in kurzem ließ sich nicht verbergen, daß die Königin selbst von einer gefährlichen Krankheit ergriffen war; Schlaf und Appetit fingen an ihr zu fehlen; sie gab eine tiefe Melancholie kund. Nein, antwortete sie einem der Verwandten ihres mütterlichen Hauses, Robert Cary, der damals an den Hof zurückkam und ihr freundliche Worte über ihr Wohlbefinden sagte, nein, Robin, wohl bin ich nicht: mein Herz ist seit einiger Zeit bedrückt und schwer; sie unterbrach ihre Worte mit sonst ungewohnten, jetzt nicht mehr zurückgehaltenen Schmerzensausbrüchen und Seufzern. Es war augenscheinlich, daß sich dem körperlichen Verfall ein Seelenleiden beigesellte.
Wer hat nicht von dem Ringe gehört, den Elisabeth einst dem Grafen Essex gegeben haben soll, mit dem Versprechen, wenn ihr derselbe vorgezeigt werde, ihm Gnade zu erweisen, was auch immer geschehen sein möge: er habe, so erzählt man, in seinen letzten Bedrängnissen ihr denselben durch die Gräfin von Nottingham zusenden wollen; diese aber sei von ihrem Gemahl, der ein Gegner von Essex war, daran verhindert worden; so habe denn Essex unbegnadigt sterben müssen; die Königin, der die Gräfin dies bei ihrem Tode bekannt habe, sei darüber in Verzweiflung geraten. Man zeigt den Ring und zwar in verschiedenen Exemplaren, wie auch die Tradition selbst in zwei voneinander etwas abweichenden Fassungen vorliegt; die Unwahrscheinlichkeiten der ersten hat man in einer zweiten durch neue Fiktionen zu beseitigen gesucht. Sie sind beide so spät und beruhen so ganz auf Hörensagen, daß sie vor der historischen Kritik nimmermehr bestehen können.

Dennoch dürfte man nicht leugnen, wie es denn die Berichte der Zeit vielfach bezeugen, daß die Erinnerung an Essex auf der Seele der Königin lastete. Es mußte sie wohl an ihn mahnen, daß sie nun doch eben zu dem zurückgebracht war, was er gefordert hatte, eine gütliche Abkunft mit dem unüberwindlichen irischen Häuptling. Wenigstens zweifelhafte, nachgiebigere Erklärungen hat sie noch nach Irland gelangen lassen. War aber der Mann ein Verräter, der eine Politik empfohlen hatte, auf die man nach so mannigfaltigen Anstrengungen zurückkommen mußte? Hatte er sein Schicksal um sie verdient? Man bemerkte, die Wiederkehr des Tages, an welchem Essex vor zwei Jahren auf dem Schafott umgekommen war, der Aschermittwoch, habe sie mit herzzerreißendem Schmerz durchzuckt; die Welt schien ihr verödet, da er nicht mehr war; sie gab die Schuld seinem Ehrgeiz, gegen den sie ihn gewarnt und der ihn zu Schritten verleitet habe, vor deren Folgen sie ihn nicht habe schützen können. Aber hatte sie nicht selbst das entscheidende Wort gesprochen? Sie brach in Tränen aus und klagte sich selber an. Es mag hinzugekommen sein, daß ihre Staatsmänner ihr nicht mehr die alte Hingebung, den früheren unbedingten Gehorsam zeigten. Wenn diese, wie wir wissen, sich förmlich eine Theorie darüber gemacht hatten, daß sie einem ausdrücklichen Befehl der Königin widerstreben dürften, unter der Voraussetzung ihres auf das öffentliche Wohl gerichteten allgemeinen Willens: sollte die scharfsichtige, argwöhnische Fürstin das nicht wahrnehmen? Sollte sie die Agitation wegen ihres Nachfolgers nicht bemerken, die alle Gemüter beschäftigte, während ihr die Zügel aus den Händen entschlüpften? Das Volk, auf dessen Hinneigung sie vom ersten Augenblick an so viel gegeben, ihr Regiment zum Teil gegründet hatte, schien nach Essex' Tode kalt gegen sie geworden zu sein.

In jedem großen Leben wird ein Augenblick eintreten, wo die Seele empfindet, daß sie nicht in der gegenwärtigen Welt aufgeht und sich von derselben zurückzieht.

Noch einmal ließ Elisabeth die englische Liturgie in ihrem Wohnzimmer ausführen; da saß sie hierauf Tag und Nacht auf den Kissen, mit denen es bedeckt war, in tiefem Schweigen, den Finger am Mund; sie verschmähte Arznei zu nehmen. Die meisten sagten und glaubten, es liege ihr nichts mehr daran, gesund zu werden oder länger zu leben: sie wolle sterben. Als sie endlich zu Bett gebracht, noch einen Moment der Besinnung und Teilnahme an der Welt hatte, ließ sie die Mitglieder ihres Geheimen Rates vor sich kommen; sie hat dann entweder geradezu gesagt, daß sie den König von Schottland für ihren gesetzmäßigen und würdigen Nachfolger halte, oder ihn doch unzweifelhaft bezeichnet. Unter den Gebeten des Erzbischofs von Canterbury, der an ihrem Bette kniete, hauchte sie ihre Seele aus.

Der Historie kann es nicht allein darauf ankommen, nur immer nachzuweisen, wie weit die großen Persönlichkeiten die Ideale, die dem menschlichen Leben vorschweben, erreicht haben oder davon entfernt geblieben sind. Fast noch mehr liegt ihr daran, inwiefern die allgemeinen Interessen, in deren Mitte bedeutende Menschen erscheinen, von ihnen gefördert worden sind, ob ihre ursprüngliche Kraft den Elementen, die sich ihr entgegensetzten, gewachsen war oder nicht, sich von ihnen besiegen ließ oder nicht. Nie hat es eine Fürstin gegeben, die einen welthistorischen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge bestanden hätte, als Königin Elisabeth. Ihr Großvater hatte die politische, ihr Vater die kirchliche Emanzipation von den beherrschenden Einflüssen des Kontinents begonnen; deren Werk nahm Elisabeth wieder auf und führte es gegen Rom und gegen Spanien siegreich durch, unter steigender Teilnahme ihres Volkes, das dabei in ein neues Stadium seiner Entwicklung trat. Mit der Selbständigkeit und Macht von England ist ihr Andenken untrennbar verbunden.

Oliver Cromwell

Oliver Cromwell war nicht ohne Studien; er hat sich eine zeitlang in einem College zu Cambridge aufgehalten; besonderen Einfluß haben sie nicht auf ihn ausgeübt. Durch den Tod seines Vaters fast allzufrüh selbständig geworden, hatte er eine Epoche, wo er sich den Zerstreuungen einer vergnügungssüchtigen, tobenden und verschwenderischen Jugend hingab. Die erste ernste Einwirkung, die wir an ihm wahrnehmen, rührte von den Lehren des strengen Puritanismus her, der damals von einem jener Lekturer, welche man allerorten der herrschenden Kirche entgegensetzte, des Namens Beard, in Huntingdon gepredigt wurde. Wir finden ihn dann in den gewaltsamen Agitationen des Gemüts, welche den Übergang von weltlicher Verwilderung zu religiöser Vertiefung und Umkehr bezeichnen. Nur in den separatistischen Kongregationen, dem vollkommensten Ausdruck der gläubigen Gemeinschaft, fand er Befriedigung.

Mit dieser Gesinnung verband sich in ihm wie in so vielen andern politische Opposition gegen die Regierungsweise Karls I. Bei Cromwell erscheint sie zunächst in lokalen Angelegenheiten. Unter anderm widersetzte er sich der Absicht der Regierung, die Stadtverfassung von Huntingdon zu verändern. Allenthalben auf größere Stabilität Bedacht nehmend, wollte dieselbe statt der jährlichen Wahlen zum Gemeinderat Wahlen auf lebenslang einführen; Cromwell stand an der Spitze derer, welche die liberalere Form jährlicher Wahlen behaupteten; er verfuhr dabei mit so ungewohnter Rücksichtslosigkeit, daß man ihn deshalb zur Verantwortung gezogen hat. Bei dem Geschäft der Austrocknung der benachbarten Marschen verfocht er mit gleichem Eifer das Recht der Stadt, welches man dabei für verletzt hielt. Große Erfolge ließen sich davon nicht erwarten, noch ward er selbst davon befriedigt; er gehörte zu denen, welche daran dachten, ihre Ideen von

---

Englische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert IV, S. 99–111, 201–205.

bürgerlicher und religiöser Freiheit jenseits des Weltmeers zu verwirklichen, – als die Dinge in England eine Wendung nahmen, von der sich ein Umschlag auch in dem Mutterland erwarten ließ. Bei dem Ansehen, in welchem seine Familie stand, und seiner persönlichen Haltung konnte es ihm nicht fehlen, bei den Wahlen im Herbst 1640 durchzudringen; soviel man weiß, hatte er noch die besondere Empfehlung seines Vetters John Hampden für sich: er trat als Mitglied für Cambridge ein.

Wäre es in dem Parlament auf regelmäßige Debatten angekommen, so würde Cromwell, der schon in den ersten Jahren Karls I. Parlamentsmitglied gewesen war, ohne bemerkt zu werden, auch in diesem keine Rolle gespielt haben. Er fiel durch seine Erscheinung – vernachlässigte Kleidung, entflammte Gesichtsfarbe, landmannähnliche Haltung – fast als ein Sonderling auf. Mit schneidender Stimme brachte er Bemerkungen vor, durch welche die bestehende Verfassung des Staates verletzt wurde und bei denen man einmal den Antrag machte, ihn an die Barre des Hauses zu verweisen, um sich zu entschuldigen. Eben darin aber, daß endlich durchgreifende Veränderungen erreichbar erschienen, lag für Cromwell der Beweggrund seines lebendigen Anteils an den parlamentarischen Verhandlungen. Zu den leitenden Männern der Versammlung gehörte er nicht; in der Debatte konnte er nicht glänzen; dazu fehlte es ihm an momentaner Beweglichkeit des Geistes und einer auf eine größere Anzahl Menschen von mannigfaltigen Stimmungen wirksamen Redegabe. Wie sehr aber irrt man, wenn man meint, er sei damals ohne Bedeutung und Einfluß geblieben!

Wir kennen die Forderungen des Parlaments, durch welche in der zweiten Hälfte des Jahres 1641 eine Aussöhnung mit dem König unmöglich wurde. Cromwell hat den größten Anteil an der Aufstellung derselben. Von ihm und Haslerigh ist die Bill ausgegangen, welche eine Aufhebung des Episkopalsystems von Grund aus forderte; zuerst Cromwell hat darauf angetragen, daß der Oberbefehlshaber über die Miliz des

Landes nicht wie bisher durch den König, sondern durch das Parlament gesetzt werden solle, und zwar auf so lange dieses selbst bestimme, also ohne dem König das Recht der Entsetzung zu lassen; ein Verlangen, das einen Monat später von Haslerigh zu einem Umfange erweitert wurde, daß sich daran der Streit über das Recht des militärischen Oberbefehls entzündete. So war es auch Cromwell, der den Antrag auf die Entfernung des Lord Bristol aus dem Rate des Königs einbrachte; – wir sahen, wie diese Absicht, auf Digby ausgedehnt, vornehmlich dazu beitrug, den König zu jenem Eingriff in die parlamentarische Unabhängigkeit zu bewegen, der den Bruch unmittelbar herbeiführte.

Impulse und Anregungen konstituieren aber noch lange kein öffentliches Leben; für Cromwell eröffnete sich eine seinen eigentümlichen Talenten entsprechende Laufbahn erst, als man von den Windungen der Kontroverse zu dem Waffenkampfe überging.

In dem Augenblick, daß die beiden Parteien sich schieden, als auch in Cambridge die Universität die eine, und die Stadt, deren Vertreter Cromwell war, die andere Partei ergriff, verschaffte er den Bürgern die Erlaubnis, sich zu bewaffnen, und eilte dann selbst dahin. Einige Kollegien der Universität wollten ihr Silber an den König schicken: Cromwell hinderte sie daran. Zur Seite standen ihm dabei seine Schwäger Walton, Mitglied für Huntingdon, und John Desborough in Huntingdon. Wie sehr sie hier auf eigene Hand verfuhren, läßt sich daraus entnehmen, daß ihnen das Parlament später Indemnität zu bewilligen in den Fall kam. Charakteristisch ist es, wie es dem älteren Oliver erging, der sich im Widerspruch mit dem in der Familie herrschenden Sinn auf die Seite des Königs neigte. Der jüngere Oliver suchte ihn mit einer kleinen Reiterschar in Ramsey auf. Er bezeigte ihm alle die Ehrerbietung, die dem Haupte einer Familie gezollt wird; er bat ihn um seinen Segen: aber das Silber und die Waffen, die er in dem Hause fand, führte er mit sich fort.

An sich war die Gentry auch in den östlichen Grafschaften bei dem Ausbruch des Krieges mehr royalistisch als parlamentarisch gesinnt. Cromwell suchte sie zuerst durch Vorstellung des Dienstes, den sie mit ihm dem König leisten würde, zu gewinnen; als dies vergeblich war und die Angesehensten sich vielmehr im Sinne der Kavaliere zusammenfanden – zu Lowestoff in Suffolk –, trug er keine Bedenken, ihre Versammlung mit Gewalt auseinanderzujagen.

Es ist eine Stufe tiefer, in den Freeholders der Grafschaften, von dänisch-sächsischem Geblüt, welche sich dem Übergewicht der Gentry entgegensetzten, wo er sich seine Verbündeten suchte. Hauptsächlich auf das Interesse dieser Klasse wurde die Assoziation gegründet, welche die östlichen Grafschaften zu dem vornehmsten Bollwerk der parlamentarischen Partei machte.

Aus derselben Schicht des Volkes setzte Cromwell, als der Krieg ausbrach – auf den Grund einer Vollmacht, die er von Graf Essex erhielt –, die Reiterschar zusammen, der er seine großen Erfolge verdankte. Es waren Männer von so viel Vermögen, daß sie keinen Sold zu nehmen brauchten, von einer bei der Arbeit des Landbaues erprobten und gestärkten Körperkraft. Aber es mußten auch Männer von persönlicher Herzhaftigkeit sein; Cromwell hat wohl die in ihrer Bildung begriffene Schar durch einen plötzlichen Überfall geprüft und die ausgestoßen, die dabei den Mut verloren. Sie mußten die geringsten Dinge tun, bei ihren Pferden auf der Streu schlafen und für sie Sorge tragen; denn auf wohlgehaltene Pferde, glänzende und scharfe Waffen kam es ihm an. Vor allem waren sie zur strengsten Manneszucht verpflichtet. Der unter Prinz Rupert aus den Kavalieren gebildeten Reiterei, die in den Schlachten Ruhm erwarb und das Land mit ihrem Schrecken erfüllte, wollte Cromwell eine ebenso tapfere, streitfähige und siegesdurstige Schar entgegenstellen. Er urteilte, was die Gegner stark mache, das sei hauptsächlich das Prinzip der Ehre, – ein Prinzip, das nach den Ideen des Mittelalters mit dem des Dienstes und

der persönlichen Verpflichtung zusammenfällt; – dem müsse man ein anderes, das nicht schwächer sei, entgegensetzen. Alle seine Leute wurden durch die gleiche religiöse Tendenz, die der seinen entsprach, vereinigt; sie waren so feurige Separatisten wie ihr Führer selbst; sie schlugen nicht sowohl für die parlamentarischen Ansprüche, die noch einen Skrupel zurückließen, ob man wider den geborenen König die Waffen tragen könne, als für volle religiöse Autonomie und soziale Gleichstellung. Es war eine Genossenschaft von religiös-politischen Fanatikern, die aber durch die Erörterung der großen Streitfragen, welche in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, über die Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, der episkopalen Kirche und den Sekten intellektuell geschult und nun unter strenger Zucht zu einem starken militärischen Körper vereinigt waren. Einen Psalm anstimmend, „im Namen des Allerhöchsten", warfen sie sich in den Feind; sie gaben keinen Pardon; man sah sie zuweilen zurückweichen, aber nur um desto heftiger anzustürmen; niemals würde einer die Flucht ergriffen haben; in der Regel behielten sie den Platz. Die Eisenseiten Cromwells galten in kurzem als eine Truppe von unwiderstehlicher Tapferkeit. Der Ruf ihrer Taten bewog die Gleichgesinnten im Lande, sich ihnen anzuschließen und ihre Sache zu der eigenen zu machen, von der sie die Überzeugung hegten, daß sie die Sache Gottes sei.

Da die Entscheidung in dem großen religiösen und politischen Kampfe von dem Ausgang der Waffen abhing, so liegt am Tage, welch eine Stellung ein Parlamentsmitglied empfing, das zugleich über eine Heerschar von dieser Stärke und Energie gebot.

Ob nun der Sinn Cromwells von Anfang dahin ging, sich der obersten Autorität zu bemächtigen? Eine kaum aufzuwerfende, gewiß nicht mit einem raschen Worte zu entscheidende Frage. Das Gefühl einer großen Bestimmung, das ihm innewohnte, mag durch die Ereignisse bestätigt und erhöht worden sein; aber alle seine Handlungen im einzelnen

von einem Plan herzuleiten, verwickelt in einen unwahren, die wirksamsten Motive verdunkelnden Pragmatismus. Er hat einmal selbst gesagt: der komme am weitesten, der nicht wisse, wohin er gehe. Der Antrieb zu seinem Tun und Lassen entsprang ihm meist aus den Notwendigkeiten des Momentes. Sein Sinn war immer, die Feindseligkeiten, die ihm vorlagen, zu durchbrechen, zu überwältigen, ebensowohl durch List als im offenen Kampfe. Ihm volle Wahrhaftigkeit beizumessen – ein Lob, das vielleicht keinem einzigen der Staatsmänner der Epoche zukommt –, wäre eine Überschätzung der pomphaften Worte, die er liebt. Zuweilen verschwindet die Wahrheit seiner Meinungen im Gedränge der Gegensätze; zuweilen wechselt er seine Waffen. Die Partei, die sich um ihn bildet und die ihm Bedeutung gibt, legt ihm auch wieder Pflichten auf; nicht allemal jedoch, noch unbedingt, teilt er ihre Doktrinen. –

Mitten in dem Ruin der politischen und kirchlich-politischen Autoritäten stellte sich Cromwell als der Beschützer der sozialen Zustände, des Eigentums, des bürgerlichen Rechts, der niederen Geistlichkeit auf. In diesem Sinne ergriff er die höchste Gewalt. Und seine Stellung selbst bewirkte, daß dies mit der Beistimmung eines ansehnlichen Teiles der Bevölkerung geschehen konnte. Die Rechtsgelehrten und Geistlichen hatten sich durch die destruktiven Beschlüsse der independentischen Versammlung in ihrem Dasein bedroht gesehen; sie waren glücklich, als sie die Auflösung derselben vernahmen. Cromwell erschien als ihr Erretter; für sie hatte sein Titel Protektor vollkommen den Sinn, der in dem Worte liegt.

Am 16. Dezember 1653 nahm Cromwell von seiner Würde feierlich Besitz. Mit einem gewissen Pomp konnte die große Usurpation ins Leben treten: eben dort, wo der legitime König verurteilt worden war, in Westminsterhall. Auf einem reichen Teppich hatte man den Staatssessel für das neue Staatsoberhaupt aufgestellt. Den äußeren Raum nahmen die Offiziere des Heeres, Lordmayor und Aldermen in ihren

scharlachnen Roben ein; den inneren die Mitglieder des Staatsrats und die Richter in ihrer Amtstracht; denn auf die Vereinigung von Zivil und Militär kam es an; dem Sessel zunächst sah man auf der einen Seite Cromwell selbst, auf der andern die Bewahrer des großen Siegels, alle unbedeckt. Die Handlung eröffnete Lambert, der an der Vorbereitung derselben den größten Anteil genommen hatte. Er bot dem Lordgeneral im Namen der Armee und, wie er sagte, der drei Nationen das Protektorat an, wie es in dem Instrument der Regierung näher beschrieben werde; das Instrument ward verlesen: Cromwell leistete den darin vorgeschriebenen Eid. Darin verpflichtete er sich nicht allein, den Bestimmungen desselben Folge zu leisten, sondern überhaupt die Nation nach ihren Gesetzen, Statuten und Gewohnheiten zu regieren, Frieden und Gerechtigkeit zu handhaben. Indem er dann aussprach, er nehme die hohe Würde an, weil er darin den Wunsch der Versammelten und den Willen Gottes erkenne, fügte er doch in großartigem Schwung der Gedanken hinzu, seine Macht möge nicht länger dauern, als sie mit dem Werke Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volkes bei seinen Rechten und seinem Eigentum gereiche; hierauf bedeckte er sich und ließ sich in den Sessel nieder. Die Siegelbewahrer überreichten ihm das große Siegel von England, der Lordmayor das Schwert; er gab sie ihnen zurück; der Lordmayor trug dann, immer unbedeckt, das Schwert vor ihm her.

Der Schwur der Staatsräte hatte bisher auf Treue gegen die republikanische Regierung, ohne König, einen einzelnen Regenten, und ohne ein Haus von Lords gelautet. Jetzt schwuren sie nur, das ihnen anvertraute Amt nach bestem Vermögen zu verwalten und bei der Wahl eines Nachfolgers im Protektorat unparteiisch, ohne Rücksicht auf Gunst, Versprechen und Belohnung und ohne Furcht zu verfahren. Durch eine besondere Klausel im Instrument waren die Mitglieder des Hauses Stuart von dem Protektorat auf immer ausgeschlossen.

Denn das fühlte man wohl, daß die neue Würde eine Analogie mit dem Königtum habe: in den Händen eines Mitgliedes der verjagten Familie würde sie zu einer Restauration geführt haben.
Das Charakteristische des Vorhabens lag eben darin, daß das Zerstörte zerstört bleiben, die emporgekommene Gewalt aber in einer der alten Verfassung analogen Form konstituiert werden sollte. Man wollte eine Monarchie, ebenfalls beschränkt wie die alte, aber in einer ihr entgegengesetzten und auf ewig von ihr getrennten Art und Weise. Es kam nur darauf an, eine Verbindung der verschiedenen Elemente zu einer starken politischen Autorität zustande zu bringen. Harrisons Versuch war mißlungen; man mußte nun sehen, wie weit man auf dem von Lambert angegebenen Weg kommen würde. –

Es ist sehr verführerisch, bei dem Ableben bedeutender Menschen den physischen Momenten nachzuforschen und ihnen entscheidenden Einfluß zuzuschreiben. Einer der vertrauten Hausgenossen Cromwells meint behaupten zu dürfen, daß der Versuch, ein unparlamentarisches Regiment zu führen, seine Lebensgeister aufgezehrt habe, und gewiß ist, daß das Scheitern seiner Pläne eine widerwärtige Aufregung in ihm hervorbrachte: in seiner Familie, wo er sonst beim Frühstück und Mittagessen niemals fehlte, denn er war ein guter Hausvater, bekam man ihn wochenlang nicht zu sehen. Die Entdeckung von immer neuen gegen sein Leben gerichteten Attentaten erfüllte ihn mit Unruhe; man sagt, er habe Opium genommen, was seine Agitation nicht anders als vermehren konnte. Dazu kam die Krankheit und der Tod seiner geliebtesten Tochter, der Lady Claypole, deren Phantasien vor ihrem Ende die religiös-politischen Kontroversen ihres Vaters betrafen: das Recht des Königs, das vergossene Blut, die künftige Rache. Die independentischen Geistlichen fanden wieder Eingang bei ihm; als seine wachsende Verstimmung sich mit Fieber versetzte und einen bedenklichen Charakter an-

nahm, versicherten sie ihm doch, daß er noch leben werde, weil Gott seiner bedürfe. Indessen sah man ihn dahinsiechen. Wer kennt nicht die Wechselwirkung zwischen den geistigen Stimmungen und den körperlichen Organen? Cromwells Leiden war Überfüllung der Zerebralgefäße und eine innere Zerstörung der Milz. Man hat seinem Übel noch durch ein Universalheilmittel beizukommen versucht, das ihm auch eine gewisse Erleichterung verschaffte, und ihn von Hamptoncourt nach Westminster zurückgebracht, in den Palast der alten Könige zu Whitehall: er starb unmittelbar darauf, am 3. September, dem Jahrestage seiner Siege von Dunbar und Worcester, die ihm diese Behausung verschafft hatten. Das Volk erzählte sich, er sei unter dem Gebrause eines furchtbaren Ungewitters weggerafft worden, zum Beweise seiner Verbindung mit dämonischen Mächten; andere sahen darin die Teilnahme der Natur an dem Absterben des ersten Mannes der Welt. Aber die Strömungen der Luft und die Ungewitter werden ihren eigenen Gesetzen folgen; in der Tat hatte der Sturm die Nacht vorher getobt; Cromwell ist erst am Nachmittag verschieden.

So waren jedoch nicht allein die popularen Eindrücke. Von der nächsten Nachwelt ist Cromwell als ein moralisches Ungeheuer verdammt, von der späteren Zeit als einer der größten Männer des menschlichen Geschlechts gefeiert worden. Ihm war das Ungeheure gelungen, den Kreis, der in den europäischen Nationen den Privatmann fesselt, zu durchbrechen; er hat mit souveräner Autorität, die keiner höheren Sanktion bedurfte – er brauchte nicht erst wie Richelieu seinen König durch Gutachten zu überzeugen, oder seinen Blick auf die Intrigen des Kabinetts zu richten –, in die Geschicke der Welt eingegriffen. Der König, der hundert Ahnen in Schottland zählte und kraft des Erbrechts, auf welchem die meisten Staaten beruhen, den Thron von England besaß, war hauptsächlich durch die von ihm gebildete bewaffnete Macht gestürzt und dann durch ihn ersetzt worden.

Doch hatte Cromwell die Zurückhaltung, die Krone selbst

nicht anzunehmen; sondern was er war, General der siegreichen Armee, bekleidet mit der höchsten bürgerlichen Gewalt, das wollte er bleiben.

Denn nachdem einmal das Parlament dem Königtum die militärische Gewalt entrissen hatte, war in dieser die Tendenz emporgekommen, sich auch dem Parlament nicht mehr zu unterwerfen. Die bürgerliche Gewalt wurde ein Anhang der militärischen. Cromwell nahm sie in die Hand und war entschlossen, sie gegen alle Feindseligkeiten zu behaupten. Vornehmlich mußte er die Institutionen, die mit den alten Zuständen verbunden waren, niederhalten: von der Organisation der Aristokratie oder dem Bistum konnte so wenig die Rede sein wie von dem Königtum selbst. Am wenigsten meinte er den Katholizismus dulden zu dürfen. In dem politischen und religiösen Gegensatz gegen alle diese Elemente sah Cromwell den Zweck seines Daseins; er erblickte darin die Wohlfahrt des Landes, die Förderung der Religion und der Moral, aber auch zugleich seine eigene Rechtfertigung, wenn er nun, um seine Sache durchzuführen, dazu schritt, auch die Widersacher aus dem Schoße der eigenen Partei zu bekämpfen; er hielt für notwendig, alle Kräfte des Landes seinem Willen dienstbar zu machen. So hat er sich eine Gewalt gegründet, die kein Beispiel und keinen ihr entsprechenden Namen hat. Es ist gewiß, die großen Worte, von denen sein Mund überströmt, waren zugleich die Hebel seiner Macht, und nicht gegen diese ließ er sie gelten; aber ebenso gewiß ist: die oberste Gewalt war nicht sein Ziel an und für sich; sie sollte ihm dienen, die Ideen von religiöser Freiheit im protestantischen Sinne, bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die seine Seele erfüllten, zu realisieren. Diese Ideen sah er nicht in subjektiver Genugtuung, sondern in ihrer objektiven Notwendigkeit.

Eine Kraft von tiefem Antrieb, ureigener Bewegung, breiter Mächtigkeit, – langsam und feurig, beständig und treulos, zerstörend und konservativ, – die den ungebahnten Weg immer geradeaus vor sich hintreibt; alles muß vor

ihr weichen, was ihr widerstrebt, oder es muß zugrunde gehen.
Fragt man, was er ausgerichtet hat, was nach ihm blieb, so liegt das nicht in einzelnen Formen des Staates und der Verfassung. Es erhellt nicht einmal mit Bestimmtheit, ob er auf eine Fortpflanzung der Macht, die er selber besaß, Bedacht genommen hat; weder sein Haus der Lords, noch seine Commons waren von Bestand; weder die Armee, die er gegründet, noch die separatistischen Versuche, von denen er ausging. Die Zeiten haben das alles wieder weggetrieben. Dennoch hat er eine Wirksamkeit von folgenreichstem Inhalt ausgeübt.
Wir sahen, wie der große Konflikt aus den historischen und natürlichen Grundsätzen der drei britannischen Länder entsprang, welche Rolle die republikanische Organisation bei der Unterwerfung der beiden anderen Teile des britannischen Gemeinwesens unter England gespielt hat. Aber es waren doch die Siege Cromwells, die das möglich machten. Was dem letzten Protektor vor ihm, Sommerset, vorgeschwebt hatte, die Vereinigung der drei Reiche in und durch den Protestantismus, das hat er glänzend durchgefochten. Seine Erhebung ging von einem vorzugsweise englischen Gedanken aus, der sich zugleich dem Eindringen der Schotten und der irischen Selbständigkeit entgegensetzte; er verschaffte ihm Raum mit den Waffen und hat dann zuerst die irischen und schottischen Deputierten, wenn auch unregelmäßig, in das englische Parlament eingeführt. Kaum läßt sich annehmen, daß eine parlamentarische Regierung der drei Reiche damals möglich gewesen wäre. Wie die Ereignisse gegangen waren, so drängten sie nach einer monarchisch-militärischen Gewalt. Cromwell hat das Verdienst, eine Reihe von Jahren hindurch die britannischen Reiche von einem Gesichtspunkt aus regiert, ihre Kräfte zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigt zu haben. Das letzte Wort der Geschichte war das nicht, die Dinge sollten sich noch auf eine ganz andere Weise ausbilden. Aber vielleicht müssen die großen Gestaltungen durch die

unbedingte Autorität eines einzelnen Willens präformiert werden, um später ein freies Leben in ihrem Schoße zu entwickeln.

Für die allgemeine Geschichte von Europa ist nun aber nichts wichtiger, als daß Cromwell die Kräfte von England gegen die spanische Monarchie richtete. Es war sein eigenster Gedanke; die Republik hätte es schwerlich getan. Wir untersuchen nicht den politischen Wert der Handlung, gegen den sich vieles einwenden läßt, wir begreifen nur ihre Wirkung. Diese lag darin, daß die Gestalt der europäischen Welt, die aus dem dynastischen Emporkommen des Hauses Burgund-Österreich hervorgegangen war und seit beinahe zwei Jahrhunderten vorgewaltet hatte, zurücktreten und eine neue sich Bahn machen mußte; den Engländern selbst, namentlich ihrer Seemacht, fiel dabei vom ersten Augenblick an eine große Rolle zu. Cromwell hat die englische Marine nicht geschaffen; die Tendenzen ihrer Führer waren ihm vielmehr entgegengesetzt, aber er hat ihr ihre vornehmste Richtung gegeben. Wir sahen, wie gewaltig sie sich in alle Welt aufnahm: vornehmlich hatten die ozeanischen und mittelländischen Küsten von Europa das Gewicht der englischen Waffen empfunden; zuweilen ist von Besitzergreifungen, an der italienischen, selbst an der deutschen Küste die Rede gewesen; an der niederländischen war eine solche gelungen und sollte erweitert werden; man sagte, der Schlüssel des Kontinents hange an dem Gürtel Cromwells. Widerstrebend, aber gezwungen, folgte Holland damals dem Impuls, den es von England erhielt; um seiner eigenen Erhaltung willen nahm ihn Portugal an. England konnte ruhig die Verwickelungen erwarten, die sich später auf dem Kontinent zutragen mochten.

Wenn nun der protestantische Gedanke die innere Einheit von England begründete, und zwar in unerwarteter Freiheit von sektiererischem Beigeschmack, so war es die Idee des Protestantismus und seiner Aufrechterhaltung, was zur Begründung des Systems der Macht den Anstoß gab und in demselben mächtig zutage kam. Durch die Einwirkung von Frankreich war der

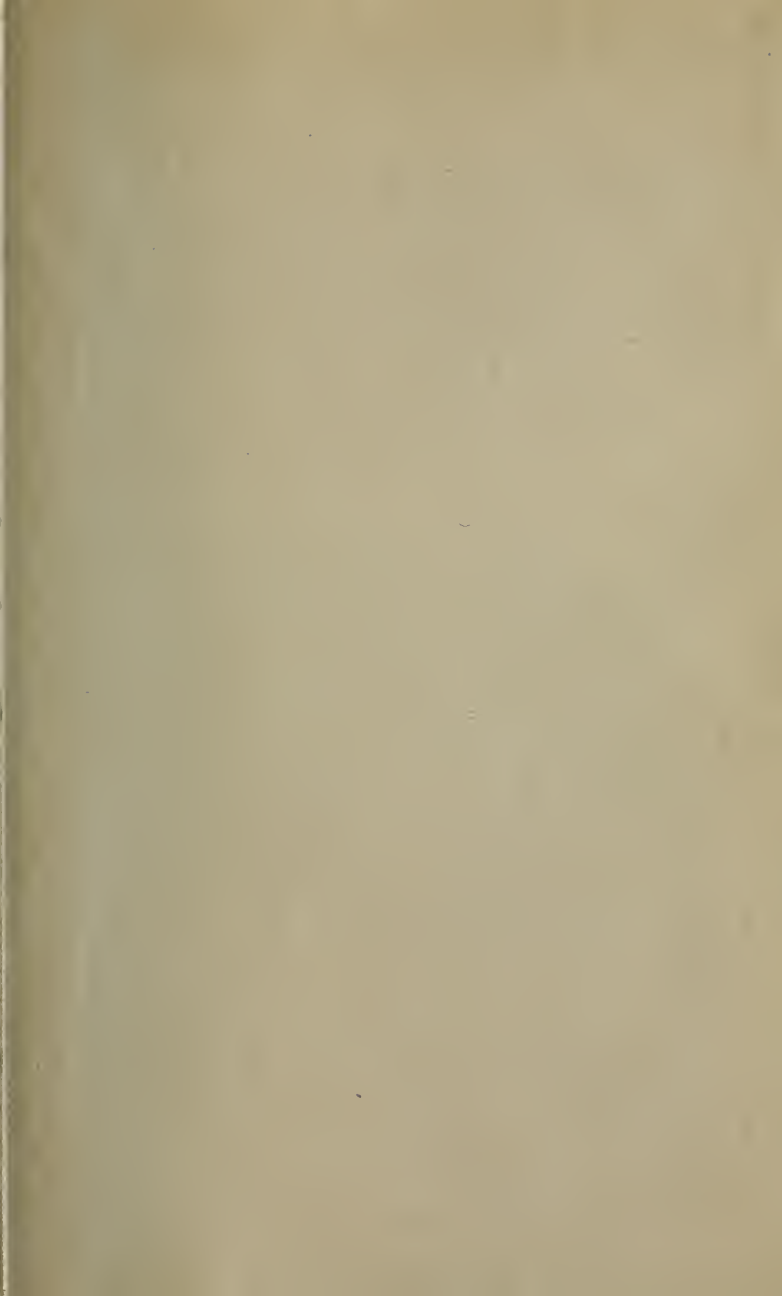
Protestantismus vor seiner Vernichtung gerettet, aber zugleich in Unterordnung gehalten worden. Dagegen nahm durch Cromwell der Protestantismus unter den Mächten der Welt eine selbständige Haltung ohne alle weitere Vermittelungen ein. Die Abweichung von der alten Doktrin und Verfassung der abendländischen Kirche gewann noch eine ebenso große Stellung, wie die besaßen, welche daran festhielten, und selbst noch eine größere, zukunftreichere.

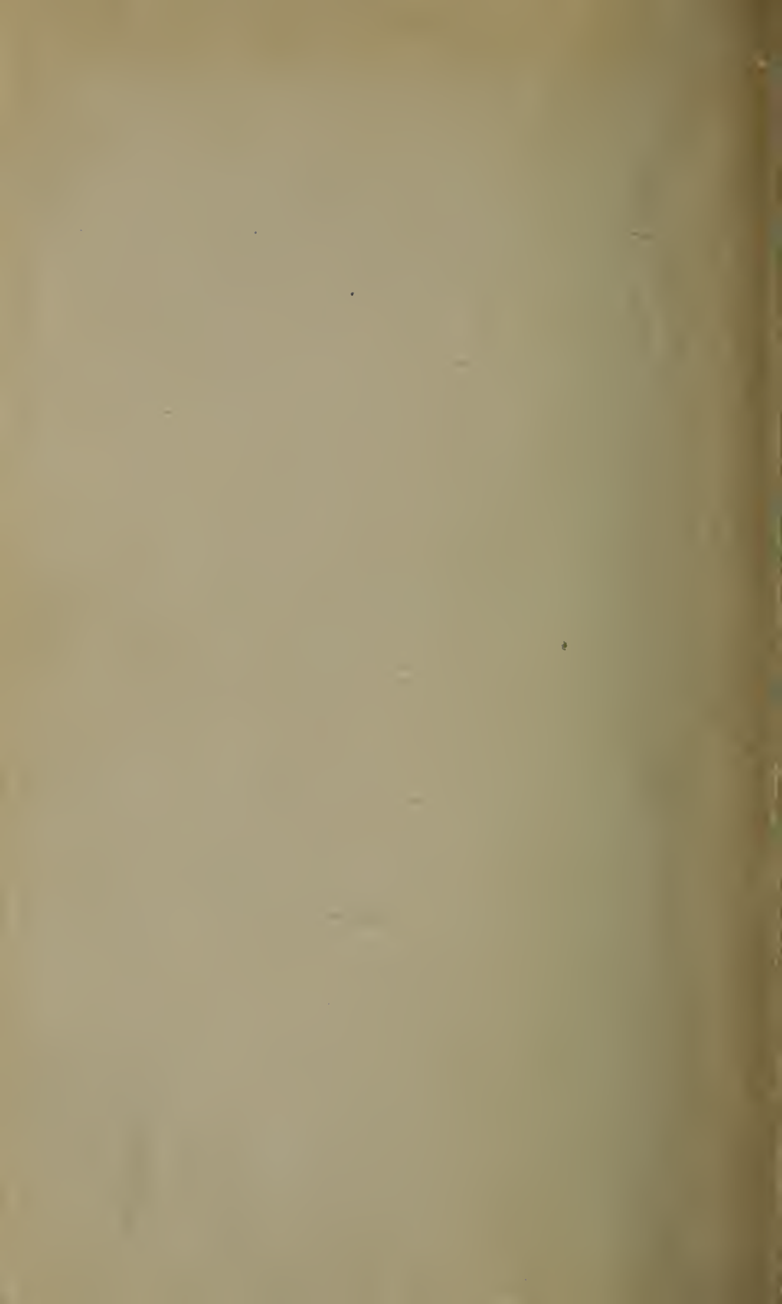
Für die innere Regierung hatte Cromwell zwei einander entgegenlaufende, sich gegenseitig ergänzende Eigenschaften, eine gewisse Nachgiebigkeit in den Grundsätzen und eine feste Hand in der Ausübung der Autorität. Hätte er den Tendenzen der Separatisten und der demokratisch angeregten Armee, mit der er emporgekommen war, ihren Lauf gelassen, so würde alles in eine chaotische Verwirrung geraten und das Bestehen des neuen Staates unmöglich geworden sein. In Sinnesweise, Charakter und allgemeiner Richtung dem König Karl vollkommen entgegengesetzt, hatte Cromwell dennoch eine analoge Einwirkung auf die englische Verfassung. Der König hielt die Idee der englischen Kirche aufrecht; er ist dafür gestorben. Cromwell stand für das bürgerliche Gesetz und das persönliche Eigentum ein; er brach mit seiner Partei, als sie diese Fundamentalgrundlagen der Gesellschaft und des Staates antastete. Es war von nachwirkendem Einfluß auf England, daß er dies mit einer gewissen Emanzipation von dem Begriff der königlichen Gewalt, nur auf die Notwendigkeit der Dinge gestützt, durchführte. Doch ward es ihm unmöglich, eine einigermaßen haltbare politische Verfassung damit zu vereinbaren. Seine Autorität war lediglich faktischer Natur, auf die Waffen und seine Persönlichkeit gründete sich ihr Bestehen. Wie sie war, wurde sie als ein schwerer Druck empfunden: im Lande von denen sowohl, welche nach der alten Gesetzlichkeit zurückstrebten, als von seiner Partei, die er von der Teilnahme an der öffentlichen Gewalt ausgeschlossen; im Auslande von denen, die er bedrohte, und die mit ihm verbündet waren. In Amsterdam kam dies Gefühl zu einem

grotesken Ausdruck. Bei der Nachricht von dem Tode Cromwells trat ein augenblicklicher Stillstand in Kauf und Verkauf ein; man sah die Menschen auf den Straßen tanzen, denn so sagten sie: „Der Teufel sei tot"; – so hat man in London das gemeine Volk fluchen hören, als Richard Cromwell, Sohn Olivers, zum Protektor ausgerufen wurde.

Inhalt

Druck der Piererschen Hof-
buchdruckerei in Altenburg






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 25 04 12 009 2